

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Nr. 39.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2½ M.

Berlin, 22. September 1889.

Große Ausgabe mit
allen Kupfern: 4¼ M.

XVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Durch Nacht zum Licht.

Novellette von A. Trinius.

Seit der ersten Morgendämmerung tobte die Schlacht. Der dröhnende Donner der Geschütze rief in immer erneuten, langnachrollenden, dumpfen Schlägen das Echo der Berge nach, welche das schon am Tage

zuvor zerstampfte und blutgetränkte Kampffeld in grünen Wellenlinien umsäumten. Wie in tiefen Schmerz gehüllt, war die Sonne gestern Abend hinter zerrissenen, dunklen Wolken untergegangen; als sie sich heute zögernd und still im Osten erhob, beleuchteten schon ihre ersten Strahlen das furchtbare Bild erneuten grimmigen Würgens zwischen feindlichen Heeresmassen, für welche der zurückliegende opferreiche Tag noch keine Entscheidung der Waffen gebracht hatte. Die aufgewühlte, zertretene Erde schien unter dem ehernen Grusse von mehr als hundert Granaten speiender Kanonen, dem Hufschlage einherjagender Schwadronen, dem Marschritte anrückender Bataillone, schwerfällig heranrasselnder Artillerie bis in ihre Grundfesten zu erzittern. Pulverdampf und aufsteigende Morgen- nebel woben einen fast undurchsichtigen, bleigrauen Schleier vor das kaum emporgestiegene Tagesgestirn, gleichsam um den Himmel von der haßerfüllten Welt zu scheiden.

Welch' ein Getöse! Welch' ein schreckenerzeugendes, sinnverwirrendes Durcheinander! Hörnerklang und Trommelwirbel, Kommandorufe, scharf und laut, und dann wieder anschwellendes Hurrahbrausen, das fast den Donner der Geschütze zu übertönen scheint, Gewehr-Salven und Pferdegewieher, Wagengerassel, Krachen von Kolbenschlägen, Zischen und Säusen, Rollen und Surren in der Luft, Jubel und Schmerz, Triumph und Tod! Und so wogt es auf und nieder; Ströme von Blut hat schon die Erde getrunken, doch noch immer will die Schlacht nicht stehen. Jede Minute länger dieses Mordfestes knickt Hunderte von Hoffnungen blühenden Lebens, schaffst Trauer und Klage daheim in deutschen Landen. Aber die in Eisen gehüllte Schnitterfahne darf noch nicht die Hände müde in den Schoß legen. Noch ist die Ernte nicht vollendet, wie

grausig sich auch das Morgenlicht in den blutgerötheten Sensen des Krieges spiegelt. O, wehevoll ist der Krieg, wenn er Leichen auf Leichen zu Bergen aufhäuft, nicht zählend, nicht wägend in seiner unersättlichen Mordgier!

Immer neue Hülfskräfte wirft der Feind uns entgegen. Darum nicht zurückgehalten, was noch hinter Hügel und Wald zur Deckung hält. Vorwärts! Siegesdurstig, Mann hart an Mann, das Bajonett zum Sturme gefällt, bricht die Kolonne unter Hurrahrufen

heute uns den Rücken kehren? Zusammengeschmolzen bis auf einen kleinen Rest ist bereits, was an Hülfskräften uns noch zur Verfügung stand, und nun, — ist es möglich? — vor dem gesammelten Feinde ebbet der Strom deutscher Krieger langsam zurück. Jetzt ist bereits der ihm abgewonnene Wald wieder in seinen Händen, die Unsrigen ziehen sich in die Schlucht zurück, tauchen wieder auf, verfolgt von dem Gegner, der sich eben anschickt, die von uns jetzt besetzte Hochebene rein zu fegen. Gelingt ihm dies, so ist die Schlacht

für uns verloren. Aber noch harret die Kavallerie, als unsere Flankenbedeckung. Sie soll, sie muß den Ausschlag geben. Von Schwadron zu Schwadron tönt jetzt der Befehl, geschlossen von beiden Seiten hervorzubrechen und dann den bereits jubelnden Feind in Front und Flanken anzugreifen, niederzureiten, zurückzutreiben.

Ein Murren des Beifalls geht durch die Reiterfahnen. Freude, Siegeslust malt sich auf den gebräunten Gesichtern, hier und da wohl auch Ernst und Ergriffenheit. Und nun brechen die Scharen vor, Wolken von Staub unter den funktstiebenden Hufschlägen der fröhlich wiehernden Rosse aufwirbelnd. Worte der Aufmunterung und des Abschiedes tönen hinüber und herüber. Hart neben einander braust ein Freundespaar dahin: Kürassiere, den blitzenden Pallasch zum Dreihauen gezogen. Die hohe Gestalt des Einen, mit dem ernsten, von dunklem Barte umrahmten Antlitz, neigt sich im Vorstürmen halb zu dem an seiner Seite dahinstürmenden jüngeren Freunde, dessen braune Augen so hell hinaus schauen:

„von Eckert! Unser Leben zählt vielleicht nach Minuten. Ich sage Ihnen Lebewohl. Sollte ich fallen, — Sie wissen, was mich quält, — bringen Sie

meinen letzten Gruß und die Bitte um Verzeihung.“

„A! bah! lieber Dornheim, dem Muthigen gehört die Welt. Kopf hoch! Ich denke durchaus noch nicht an's Sterben. Erst wollen wir siegen und uns dann heute Abend bei einer Flasche —“

Er kam nicht zu Ende. Eine Kugel hatte ihn mitten in's Herz getroffen. Mit einem letzten Schimmer fröhlichen Jugendübermuthes sank er erlassend aus dem Sattel, während das herrenlos gewordene Pferd mit gesträubter Mähne zurücklachte. Noch einen letzten Blick sandte Dornheim dem lebenslustigen Freunde nach, ein heftiger Schmerz durchzuckte ihn, dann ging es weiter.



Das Geburtshaus der Königin Luise von Preußen im Parke zu Herrenhausen bei Hannover.
Zeichnung von Th. von Edenbrecher. — Siehe Seite 164.

hervor. Der Feind stutzt. „En avant! Vorwärts!“ so schallt es durch einander. Da züngelt es zischend durch die Luft, dann ein dumpfes Aufschlagen, Auseinanderbersten, markdurchdringendes, vielstimmiges Geschrei, — Todtenstille. Ueber die Leichen der zerrissenen Kameraden geht es weiter. Aber das Hurrahrufen ist erloschen. Stumm, fest jede Muskel gespannt, so dringt die Kolonne vor, nur in den Augen lodert es von düsterer Lust, die gefallenen Brüder zu rächen.

Will der Feind nicht weichen? Soll das Schlachtenglück, das die deutschen Fahnen Schritt für Schritt bisher begleitete und volle Lorbeerkränze um sie wand,

„Glücklicher Freund!“ murmelten die Lippen. „Warum irrte die Kugel und suchte Dein goldenes Herz, in dem die Welt sich mit jedem Tage roßiger spiegelt? Vorbei, vorbei!“

„Das laute Kampfgetümmel verschlang jeden anderen Gedanken, und bald war er im dichtesten Gewühl verschwunden.“

Das Vorgehen der Kavallerie, so blutig und opferreich es auch für die kühnen Reitercharen gewesen war, hatte doch Wunder gethan und Wandel geschaffen. Der siegreich vordringende Feind war erschrocken zurückgestaut, dem jähen und wuchtig ausgeführten Anpralle der deutschen Reiter nicht lange Stand haltend. Eine breite, leichtenüberfüllte Bahn war mitten in seine tapfer sich wehrende, feste Heeresmacht hineingebrochen worden, die jetzt bestürzt, aller Ordnung bar, in wilden Knäueln aus einander stob. Und in die freigelegte Gasse der französischen Kolonnen stürzten nun die inzwischen wieder gefammelten deutschen Bataillone mit Hurrah und gefälltem Bajonette, das Glück der Stunde frohlockend auszunutzen. Noch ein paar Stunden Kampf, hier und da in Einzelgefechte aufgelöst, und dann — Sieg! Sieg! auf allen Punkten, längs der ganzen Linie.

Der Tag ging schon zur Mitternacht, als der letzte Kanonendonner unserer, dem fliehenden Feinde sich an die Fersen heftenden Scharen in der Ferne verhallte. Die Sonne war rein und groß hinter den Waldbügeln niedergefunken und warf nun einen letzten flammenden Purpurschein über das stille Himmelsgewölbe. Droben das Roth des scheidenden Tages und drunten auf der wie von innerem Schmerze zitternden Erde das Roth gerinnenden Heldenblutes.

Die Schlacht war aus. Ruhe lag auf dem weiten Kampffelde, das heute noch einmal so viel Ehre, so viel Muth und Blut gesehen hatte. Der rauhe Lärm war verstummt, doch das Leben noch lange nicht. Die Barmherzigkeit war geräuschlos in ihre Rechte getreten. Den Verwundeten galt noch der heutige Tag, den für's Vaterland Gefallenen der nächste. Verbandplätze, mit all' ihren Schauern und erschütternden Bildern, waren hier und dort rasch aufgeschlagen worden, während in den angrenzenden Dörfern fast jede Hütte in ein Lazareth sich verwandelt hatte. Zwischen den wild über das Feld verstreuten Haufen von Todten, Verwundeten, umgestürzten Wagen, verlassenen Geschützen, Pferdeleichen, Waffen und Gepäckstücken gingen truppweise die Samariter und Bahrenträger, die wimmernden Helden aufzuheben, ihnen belebenden Trank einzusüßen und sie dann rasch und vorsichtig nach den Verbandplätzen oder Krankenwagen zu schaffen.

Zwei solcher Träger waren soeben um einen Busch wilder Rosen gebogen, deren Früchte schon blaßroth zwischen dem dornigen Blättergewirre hervorleuchteten. Der Kampf schien besonders in dieser Umgebung zwischen den deutschen Reitern und der französischen Infanterie heiß gewüthet zu haben. Der Erdboden war förmlich bedeckt mit Menschenleibern und Pferdeleichen. Halb von seinem gestürzten Thiere erdrückt, lag mit blutbedeckter Brust und blutüberströmtem Antlitze eine schwarzbärtige Kürassier-Gestalt, starr und still. Schon wollten die beiden Träger vorüberschreiten, als eine schwache Bewegung des scheinbar Todten verrieth, daß doch noch nicht alles Leben in ihm erloschen war. Der eine Träger hatte sich rasch niedergebeugt.

„Er athmet noch,“ sagte er ausblickend zu seinem Kameraden. Dann begannen Beide das traurige Geschäft, den Körper des Schwerverwundeten erst von der Last des gefallenen Pferdes zu befreien, worauf sie ihn aufhoben und dann langsam auf die daneben stehende Bahre niederlegten. Bei dieser letzten Bewegung drang ein tiefer Schmerzenslaut über die Lippen des Offiziers. Aber die Augen blieben geschlossen. Nun ward die Bahre aufgenommen und zu dem abwärts an der Landstraße harrenden Krankenwagen getragen. An der Böschung des Weges, welche zu einem ausgetrockneten Graben niederfiel, saß eine Anzahl leichter Verwundeter, welche sich mühsam bis hierher geschleppt hatten und nun ohne Murren warteten, bis milderthätige Hände auch sie hinüber in die Hospitäler geleiteten.

Als die Bahre mit den beiden Trägern vorüberschritt, erhob sich Einer von den am Wege Sitzenden ein wenig und blickte bewegt auf den bewußtlos Dahingestreckten. Er gehörte demselben Regimente an.

„Armer Dornheim!“ murmelten seine Lippen. „Man scheint Dir böse mitgespielt zu haben.“ Ein Zug von Trauer flog über sein Antlitz, als man den todtnunden Kameraden jetzt in den Wagen hob, worauf sich derselbe langsam nach dem nächsten Dorfe in Bewegung setzte.

Fieberhafte Thätigkeit herrschte in den Hütten des Dorfes, die sich, nur kümmerlich zumeist mit ein paar Talglichtern erleuchtet, fast alle in Krankenhäuser verwandelt hatten. In einem dieser in Eile hergestellten Hospitäler lag Dornheim. Das Antlitz, jetzt vom Blute gereinigt, trug eine Binde über beide Augen, ebenso verrieth das halboffene Hemde, daß die Brust verletzt worden war.

Soeben hatte der Stabsarzt mit seinen Begleitern das Lager verlassen und stand im Begriffe, sich zur Thür zu wenden, welche nach dem Flure führte, als dieselbe von draußen geöffnet wurde und in dem Rahmen derselben die Gestalt einer jungen Krankenpflegerin erschien. Der flackernde Schein der Nachtkerze fiel auf ein blaßes Antlitz, das trotz der geschmacklosen, vom Orden vorgeschriebenen Kopfbedeckung Anmuth und Reiz verrieth. Auch die rüschenumsäumte Haube vermochte nicht, die kraftvolle Fülle des Haares ganz zu bändigen. Ueber den Schläfen quoll widerpenstiges, blondes Gelock zu beiden Seiten hervor.

Das junge Mädchen war an der Thür stehen geblieben; halb schien es, als erwarte es ein paar Worte des Empfanges, halb, als müsse es sich erst an diese unbestimmte Beleuchtung gewöhnen.

Der Stabsarzt mußte sie bereits erwartet haben. Mit leichtem Gruße sich ihr nähernd, sagte er mit halblauter Stimme, in der Art eines Mannes, der gewohnt ist, mit seiner Zeit zu rechnen:

„Schwester Beate?“

Die Angeredete verneigte sich bejahend. „Ich bin vor einer Viertelstunde erst im Dorfe angelangt und hatte alle Mühe, Sie herauszufinden.“

„Sie werden gleich angeforderten Dienst finden; es wird Ihnen, so frisch hinein in's Kriegsleben, schwer ankommen für den Anfang,“ fuhr der Arzt fort.

„Ich habe diese Thätigkeit aufgesucht und kenne meine Pflichten.“

Der Arzt nickte zustimmend, und während sein Auge noch einmal über das stille Antlitz der jungen Schwester lief, schloß er: „Ich empfehle Ihrer Sorgfalt besonders diesen Kranken. Er ist schwer verwundet. Schuß in die Brust, und die Augen durch Granatsplitter bedenklich verletzt. Ich hoffe ihn trotzdem am Leben zu erhalten, vielleicht auch das Augenlicht zu retten. Warten wir das Fieber ab. Kommt er über diesen Berg, dann dürfen wir hoffen. Ich denke heute Nacht noch 'mal nachsehen zu können.“ Er reichte der Pflegerin die Hand und verließ mit seinen Begleitern die Krankenstube.

Die junge Pflegerin war allein. Das halb niedergebrannte Licht erhellte nur mühsam den grau angestrichenen, schlichten Raum, in dem fünf Feldbetten Platz gefunden hatten. Ebenso viele Opfer der heute siegreich beendeten Schlacht rangen da mit dem Tode, dessen dunkle Fittige fast ihr Schmerzenslager streiften. Schwester Beate hatte sich auf einen Stuhl in der Nähe der Thür niedergelassen. Sie stützte den rechten Arm auf den mit Verbandzeug, Wassergläsern und Arzneiflaschen bedeckten Tisch und überließ sich ihren Gedanken. Im Fluge zogen noch einmal die bunten Bilder der letzten Tage an ihren Augen vorüber: die Abreise von Berlin, das Betreten der französischen Grenze, der erste Anblick der Schlachtfelder und ihrer wehevollen Einzelheiten, das Eintreffen hier im Dorfe, wo das ihr angewiesene Regiment Unterkommen gefunden hatte. Und dann glitt ihr Blick über die einfachen Lager vor ihr, und die Hände sanken halb gefaltet ihr in den Schoß.

„Daheim wartet man ihrer in quälender Sorge, und sie haben Niemand hier, der ihre Seufzer versteht und Licht in ihre Herzen trägt. Nun mußt Du ihnen Alles sein, wenn es Gott nicht gefällt, sie aus aller Schmerzensnacht still hinüber zu sich zu rufen. O, gieb mir die Kraft, das zu erfüllen, was ich mir selbst auferlegt habe! Wie sie stöhnen, die Vermissten!“ fuhr sie nach einer Weile fort. „Und doch ist's nur ein unbewußter Aufschrei der gemarterten Natur. Ihr Bewußtsein ist noch umdämmert.“

Sie stand auf und schritt auf den Fußspitzen näher. „Guch Allen will ich Mutter und Schwester sein und die Stunde mit Freude begrüßen, wo Ihr mir, dem Leben wiedergewonnen, zum ersten Male dankbar die Hand drückt.“

Eine Bewegung auf dem Lager, wo man Dornheim gebettet hatte, machte sie aufmerksam. Jetzt bemerkte sie, wie sich mechanisch ein Arm ein paar Mal hob, während die trockenen Lippen des Kranken sich öffneten und dann wieder schlossen.

„Der Vermiste durstet,“ sagte sie, schritt zum Tische und füllte ein Wasserglas zur Hälfte und wandte sich dann zum Lager. Sie hatte Mühe, den völlig Bewußtlosen in die Lage zu bringen, daß sie ihm konnte das Glas an die Lippen setzen. Doch jetzt war sie so weit, und begierig sog der Schwerverwundete den kühlenden Trunk ein. Behutsam ließ sie dann den Kopf des Kranken wieder in das Kissen sanft niedergleiten. Sie hatte das Glas aus der Hand auf den Stuhl am Bette gesetzt und stand eben im Begriffe, sich an das nachbarliche Lager zu wenden, als sie noch einmal den Blick mechanisch zurückgleiten ließ. Der Lichtschein, bisher durch ihren eigenen Körper abgehalten, fiel jetzt auf das Bett des dumpf stöhnenden Kürassier-Offiziers.

Zusammensuckend, bog sich Schwester Beate rasch zu demselben nieder, dann fuhr sie jäh empor, und ein

halb unterdrückter Beheufchrei entrang sich ihrem Munde. Ein furchtbarer Schauer durchrieselte die schlanke Gestalt der jungen Pflegerin. Beide Hände hatte sie aufgehoben und drückte sie nun, wie in stummer Verzweiflung, gegen die Schläfen. Und dann legte sie dieselben gegen die hochklopfende Brust und wandte zum Fenster, an dessen Scheibe sie die glühende Stirn preßte. Keine Thräne rann herab. Ein ungeheurer Schmerz schien sie zu Boden werfen zu wollen. Endlich brach ein Schluchzen aus ihr hervor.

„O Gott! Du bist gerecht!“ kam es über ihre Lippen. Dann aber schüttelte sie sich und rief wie abwehrend: „Nein, nein, — nicht so, nicht so! Gott straft nicht, wo ich ihm längst vergeben habe. Einen Prüffstein hast Du mir gegeben, daran Du erkennen willst, was noch an Schwäche in mir ist. Mache mich stark, Du, mein Gott, mache mich stark! Laß es mich durchkämpfen, wenn ich zu unterliegen drohe!“ Sie hob die gefalteten Hände zum Fensterkreuze und ließ ihren Thränen jetzt freien Lauf. So stand sie lange. Das Leben auf der Dorfstraße war längst erloschen. Nur unbestimmtes Geräusch und schweres Rollen von Wagen klang aus der Ferne und hin und wieder der abgemessene Tritt einer Patrouille oder Schildwache. Der Mond irrte mit verwirrendem Silberglanze über die Dächer und verlor sich zwischen unbestimmten Massen dunkel emporstarrer Baumgruppen. Aus den Fenstern der Hütten längs der Dorfstraße leuchtete fast überall Lichterschein.

Beate blickte mit thränenumflorten Augen zum Nachthimmel auf. „Als ich ihn einst verlor,“ sprach sie leise, „da schrie mein Herz oft zu Dir, Gott: gieb mir ihn wieder! Und nun giebst Du ihn mir zurück, um ihn mir bald wieder zu nehmen. Nicht mir, nicht mir! Gieb ihn dem Leben zurück, und ich will still von Weitem stehen und mich seines Glückes freuen.“

Sie trocknete die Augen und schlich zu den übrigen Betten, hier ein Kissen zurechtlegend, dort eine Wunde zu fühlen oder einen Labetrunk den leise stammelnden Lippen einzusüßen. So verrannen die Stunden. Sie hatte sich auf dem Stuhle neben dem Bette Dornheim's niedergelassen und blickte in tiefem Sinnen in das flackernde Nachtlcht. In dieser Stellung überraschte sie der anbrechende Morgen. Das Stümpfchen Licht war längst abgebrannt. Als Beate das Fenster leise öffnete, strich ein frischer Morgenwind ihr wohlthuend über das brennende Antlitz. Vom Golde des aufsteigenden Tagesgestirnes umsäumt, glänzten die Dachfirsten der Hütten und die Thurmsfenster der kleinen Dorfkirche.

Es mochte fünf Uhr sein, als der Stabsarzt hereintrat. Auch sein Antlitz verrieth die Spuren einer unter rastloser Thätigkeit durchwachten Nacht.

„Es war mir nicht möglich, eher zu kommen,“ sagte er, wie in halber Entschuldigung, zu der ihm bescheiden entgegnetenden Schwester. „Zu viel der Arbeit. Unser armes Regiment hat allein über dreihundert Verwundete eingebüßt, der Todten gar nicht zu gedenken. Wie geht's hier?“

Beate zuckte die Achseln. Der Arzt schritt auf das erste Bett zu, indem er zu der ihm folgenden Schwester sagte: „Vorläufig tritt nun erst das Wundfieber in seine Rechte. Dann müssen wir weiter sehen.“

Beate ging ab und zu, dem untersuchenden Arzte Handleistungen zu verrichten, und während er den noch immer bewußtlosen Dornheim untersuchte, dessen Bett in dem linken Winkel des Zimmers stand, machte sie sich an dem Tische allerhand zu schaffen. Als der Arzt sich emporrichtete, sah sie ihn stumm fragend an. Er schien ihre Frage zu verstehen.

„Das Augenlicht hoffe ich bestimmt zu retten, aber —“

„Nun?“ Sie erblachte merklich.

„Ich fürchte,“ fuhr der Arzt ernst fort, „die Brustwunde ist schlimmer, als ich dachte. Dagegen kommt selbst die Kraft eines solchen Körpers nicht auf. Und selbst, wenn die Wunde heilte, so steht unter Umständen ein Siechthum in Aussicht.“

„Retten Sie ihn!“ Beate stieß es heftig hervor.

„Was in meinen Kräften steht, soll geschehen.“ Die Antwort klang ruhig, während zu gleicher Zeit der Blick des Arztes flüchtig forschend über das Antlitz der vor ihm Stehenden flog, die unwillkürlich, unter diesem Blicke ausweichend, die Augen zum Fenster gehen ließ.

„Gönnen Sie sich ein wenig Schlaf,“ sagte der Arzt, „ich werde Ihnen Ablösung schicken.“

Beate schüttelte verneinend das Haupt. „Ich bin nicht müde,“ antwortete sie; „wer hätte Zeit, jetzt daran zu denken?“

Die Thür schloß sich hinter dem Arzte. Wieder war Beate allein mit sich und ihren Gedanken. Das heftige Athemholen der ihrer Obhut anvertrauten Verwundeten sagte ihr, daß das gefürchtete Wundfieber jetzt ausgebrochen sei.

Wenige Tage später hatte es denn auch sein erstes Opfer gefordert. Einer von den fünf Schwerverwundeten, deren Pflege Beate übernommen hatte, war, ohne

wieder zum Bewußtsein gekommen zu sein, in der Mittagstunde verschieden. Seinen Stubengenossen war der Schmerz dieses Heimanges erpart geblieben. Man hatte den Todten bald hinausgeschafft und mit noch anderen, an diesem Tage Gestorbenen auf einem Hügel unweit des Dorfes der Erde übergeben. Beate hatte nicht ohne Thränen stumm Abschied von ihm genommen. Nun saß sie wieder am Fenster und lauschte den wilden Fieber-Phantasien der Kranken. Nur selten gönnte sich das junge Mädchen einige Stunden flüchtiger Ruhe, wie dringend ihr auch der Arzt Vorstellungen darüber machte. „Jetzt noch nicht,“ antwortete Beate dann stets; „erst sollen meine Kranken über den Berg sein,“ setzte sie dann wohl mit mattem Lächeln hinzu.

Endlich war das Fieber der Kranken gewichen. Es war gegen Abend, als Beate sich still an dem Lager Dornheim's niedergelassen hatte. Tiefer, friedlicher Schlaf hielt die Verwundeten in seinen Armen. Unverwandelt hatte Beate ihr blaßes Antlitz auf das des vor ihr schwer Athmenden gerichtet, das noch immer die Augenbinde halb bedeckte.

Jetzt schien der Kranke zu erwachen. Er machte einige leise Handbewegungen und dann begannen die Lippen sich zu bewegen. Es war sichtbar, er versuchte zu sprechen. Beate beugte sich nieder, ein Schimmer von Freude lag auf ihren Zügen.

„Wo bin ich?“ flüsterte Dornheim. „Es ist so dunkel.“ Dann, als befänne er sich, seufzte er tief, fuhr sich mit der Rechten über die Augenbinde und wandte sich dann müde gegen die Wand.

Beate hielt fast den Athem an. Sie wagte sich kaum zu regen. Doch ihre Augen blieben wie zuvor auf seinem Antlitz haften. Jetzt bog Dornheim den Kopf wieder etwas zurück.

„Ist Jemand hier?“

Das Gesicht Beate's ward bei dieser Frage noch blässer. „Wünschen Sie etwas?“ fragte sie leise. Ihre Stimme hatte dabei einen fremden Klang angenommen.

„Nein, es ist gut, — es ist — gut!“ Der Kranke war bereits wieder eingeschlafen.

So verrannen die Tage zwischen Leiden und Pflege, Kampf und Hoffnung. Dornheim, mehr und mehr das Bewußtsein seiner Lage wiederfindend, hatte seine Pflegerin lieb gewonnen. Ihre stille, emsige Weise, ihm Tag und Nacht behülflich zu sein, seine schweren Leiden nach Möglichkeit zu lindern, hatte ihn tief gerührt und ergriffen. Auch ohne daß er sie bisher schauen durfte, hatte seine Phantasie sich doch ein Bild im Herzen geschaffen, das ihn so freundlich und hoffnungsverheißend im sanften Lichte erstrahlte, wie ein einsamer Glückstern am dunklen Himmel.

„Wie heißen Sie?“ fragte er eines Tages.

„Nennen Sie mich Schwester Beate,“ antwortete sie still, während ihre linke Hand sich fest auf ihr Herz presste, als empfände sie dabei einen stechenden Schmerz.

„Schwester Beate! Ein schöner Name! Wie glücklich müssen Sie sein, Anderen die ferne Heimath ersetzen zu dürfen.“ Doch keine Antwort erfolgte jetzt. „Sind Sie glücklich? Ihr Name sagt es,“ forschte er weiter.

„Ja!“ kam es fast tonlos über die Lippen des jungen Mädchens.

„Warum sprechen Sie immer so leise? Mich dünkt, Ihre eigentliche Stimme müsse ganz anders klingen,“ sagte Dornheim und richtete das Antlitz gegen sie auf, als könne er durch die dicke Binde sie erblicken.

„Es ist besser so,“ antwortete Beate, „Kranke bedürfen der Schonung.“

Dornheim schüttelte leise den Kopf. Dann fuhr er fort: „Geben Sie mir Ihre Hand, Schwester Beate, Sie sind gut und edel.“ Er streckte die feine über das Deckbett. Zögernd legte Beate ihre schmale, blaße Hand hinein. Als dies geschehen, durchrieselte ein Feuerstrom ihren Leib. Sie wandte das Antlitz von dem Kranken ab und bedeckte mit der Linken die Augen, aus denen es jetzt feucht herausschimmerte. Dornheim hielt ihre rechte Hand umschlossen. Und dann auf einmal kam es seltsam über ihn. Er ließ sie hastig los, er stieß sie von sich, ein flackerndes Roth spielte über seine eingefallenen Wangen, während die zuckenden Lippen stammelten: „Fort, fort! Was suchst Du hier mich heim, — laß mich sterben ohne diese erneuten Schmerzen, — ich trage genug des Leidens. O!“ Stöhnend wandte er sich um, während die Hände fieberhaft über das Deckbett irrten. Nach einer Weile sagte er ruhiger: „Zürnen Sie mir nicht, Schwester Beate, es war ein böser Traum!“ Er machte Miene, wieder nach ihrer Hand zu tasten, dann aber flog es wie Frost über seine Gestalt. Eine kleine Weile, und hastige Athemzüge verriethen Beate, daß der Kranke wieder eingeschlafen sei, noch jetzt beunruhigt von wirren Träumen und Phantasien.

Und wieder verrannen lange Tage in gleichmäßiger Eintönigkeit. Beate's Wangen zeigten eine immer

auffallendere Blässe, und ihre Augen hatten einen fieberhaft glänzenden Ausdruck angenommen. Den Vorschlag des Arztes, für ein paar Tage der Pflege zu entsagen, hatte sie energisch und kurz zurückgewiesen. „Ich thue nur meine Pflicht,“ hatte sie geantwortet, „und bin auch nicht krank. Meine Pfleglinge allein haben zu leiden.“ Der Arzt hatte die Achseln gezuckt und war dann hinausgegangen. Von den drei Verwundeten, außer Dornheim, war inzwischen noch Einer gestorben, die beiden Anderen befanden sich auf dem Wege der Besserung. Es waren gerade sechs Wochen nach der Schlacht verfloßen, als sie am Morgen das Lazareth verlassen durften, um in deutscher Heimath, unter häuslicher Pflege, sich nun völlig zu erholen. Unter Thränen des Dankes hatten sie Abschied von der Schwester Beate genommen.

Letztere war tief bewegt. Als die Scheidenden das draußen harrende Wäglein bestiegen hatten, als das Rollen desselben allmählich in der Ferne der Dorfstraße verklang, da brach Beate, die sich bisher aufrecht erhalten hatte, in heiße Thränen aus. So hätte sie fast der Arzt überrascht. Doch als sie seine Schritte auf dem Hausflure vernahm, trocknete sie rasch die Augen, um dann, nachdem der Arzt eingetreten war, hastig die Stube zu verlassen. Nach wenigen Minuten trat sie wieder ein. Die Untersuchung war soeben beendet und der Kranke sofort in einen schlummerhaften Zustand zurück verfallen. Der Arzt mochte der Pflegerin die Frage wohl an den Augen ablesen, als er leise sagte: „Das Schlichte ist gerettet, aber der sonstige Zustand des Kranken gefällt mir heute gar nicht. Ich fürchte einen schlimmen Ausgang. Es kann sehr rasch kommen. Seit gestern ist eine völlige Veränderung mit ihm vorgegangen. Sobald es angeht, komme ich wieder.“ Er grüßte ernst und ging hinaus.

Er hatte längst das Haus verlassen, als Beate noch immer wie angewurzelt an der Thür stand. Sie war leichenblaß geworden, doch keine Thräne rann über ihre Wangen. Die Hände hingen schlaff, halb gefaltet, nieder in den Schoß, und die Augen blickten unbewegt zu Boden. Aber endlich drang ein jammervoller Ton aus ihrer tiefsten Brust, und sie brach auf dem danebenstehenden Stuhle mit dumpfem Klageklänge zusammen.

Wie lange sie so gelegen, wußte sie nicht. Ein schwacher Hüfleruf schreckte sie auf und trieb sie zu dem Bette des Kranken.

Dornheim mochte längst erwacht sein. Die Hände krampfhaft auf die schmerzende Brust gepreßt, rang er sich nach Athem. Beate schob den einen Arm unter den Nacken des Leidenden und versuchte, ihn langsam aufzurichten. Endlich gelang ihr dies. Nun ordnete sie die Kissen so, daß der Kranke in halb liegender Stellung verharren konnte, dann ließ sie ihn wieder sanft niedergleiten. Es schien ihm sichtlich wohl zu thun. Nach einigen Minuten sanken die Hände von der Brust, und die Rechte tastete nach der Hand des Mädchens.

Beate saß still am Bette. Der Nachmittag war längst herangekommen, und einige Sonnenstrahlen stahlen sich durch die Gardine und tanzten lustig über die Wände des Krankenzimmers fort, in welchem zwei junge Menschenleben neben einander in dunkler Schmerzensnacht athmeten, weinten und beteten. Zwischen Träumen und unruhigem Hin- und Herwenden hatte Dornheim die zurückliegenden Stunden verbracht. Nun auf einmal wachte er jählings auf.

„Schwester Beate! — Beate!“ Es klang wie der schwache Nothschrei eines Ertrinkenden.

„Was giebt's?“

„Ihre Hand, — Ihre Hand!“ Wieder tastete er nach ihr, und dann hielt er sie fest, krampfhaft fest. „Schwester Beate, mir ist's, als überlebte ich den Tag nicht mehr, — nein, nein, — es ist so, — bleiben Sie bei mir, — ich fühl's, es geht zu Ende.“ Er kehrte sich nach der Wand um und legte die eine Hand über die Augenbinde, während die andere in der Rechten des Mädchens ruhen blieb.

Wieder war es still im Raume. Man hätte das Pochen beider Herzen fast hören können. Nach einer kleinen Weile wandte sich der Kranke abermals um. Er holte tief Athem, fester umklammerte seine Hand die der Pflegerin, und dann sagte er stockend, mit halb gedämpfter Stimme:

„Schwester Beate, ich möchte Ihnen einen Auftrag geben. Es ist die Bitte eines Sterbenden. Wollen Sie dieselbe erfüllen? O gewiß, Sie sind gut, Sie sind edel!“ Ein Hustenanfall unterbrach ihn, dann fuhr er fort: „Ich habe eine Sünde auf dem Gewissen und Niemand außer Ihnen, dem ich sie beichten könnte. Mein Kamerad, der darum wußte, fiel hart an meiner Seite, zu Tode getroffen. Nun folge ich ihm nach. Seien Sie mein Beichtvater, und dann möge mir Gott verzeihen. Aber meine Zeit ist kurz —“

Wieder drückte er die eine Hand auf die Brust, und trotz der Augenbinde erkannte Beate, wie die Züge seines eingefallenen Gesichtes tiefschmerzlich zuckten.

„Schwester Beate,“ sagte er nach einer kleinen Weile, „Sie werden in meinem Koffer ein Päckchen Briefe und das Bild eines Mädchens finden. Beides gehört zusammen. Der Briefumschlag wird Ihnen auch die genaue Adresse der Schreiberin zeigen. Wenn Sie wieder nach Berlin zurückgekehrt sein werden, so erfüllen Sie meinen letzten Wunsch. Bringen Sie ihr Briefe und Bild zurück und sagen Sie, daß mein letzter Gedanke, mein letztes Gebet der einst von mir treulos Verlassenen gehört hat. Ich fühle wohl, keine Neue macht das Geschehene ungeschehen, führt ein Verbrechen. Ich habe den Tod in der Schlacht gesucht, da, wo sie am grimmigsten wüthete, aber ich sollte ihn nicht finden. Und nun habe ich die langen Leiden mit Dankbarkeit zu Gott getragen, daß er mir wenigstens noch hienieden eine Prüfungszeit auferlegte. Was ich in Ihnen, Schwester Beate, fand, war unverdientes Glück. Sie haben einem Unwürdigen Ihre aufopfernde Pflege angedeihen lassen, und immer sind Sie mir wie ein Engel, den Gott gesandt, erschienen. Möchte Ihnen das Leben noch Alles bringen, daß Sie Ihren schönen Namen in Wahrheit tragen können.“

Wieder ein Hustenanfall. Dann fuhr der Kranke mit leiser Stimme fort, während das hereinbrechende Abendroth immer mehr das Stübchen mit verflärendem Lichte erhellte.

„Beate, hören Sie mich?“

„Ja!“ klang es in tiefster Erschütterung zurück.

„Sie hieß Christine Werner und war die Tochter eines einfachen Volksschullehrers. Ich lernte sie auf einem Ausfluge in Gemeinschaft ihrer Eltern kennen, an den ich mich als Student mit einigen Freunden unterwegs anschloß. Nicht nur die Anmuth ihrer Erscheinung, noch mehr das feste, sichere Wesen, das sie so charakteristisch vor den anderen Mädchen auszeichnete, nahm mein Herz im Sturme gefangen. Studenten-Liebe! lachten meine Freunde, als ich begann, weniger denn sonst an ihren geselligen Vergnügungen theilzunehmen. Studenten-Liebe! Legt sich Alles! Ein ander Städtchen, — ein ander Mädchen! Und doch, es war mehr als das. Ich liebte sie leidenschaftlich und innig zugleich. Heute fühl' ich's, daß sie mir Alles geworden war, Leben, Luft, Glück, — und doch habe ich sie verlassen. Auch ich war ihr Alles. Ich verkehrte viel in ihrem Hause, aber ich empfand stets eine gewisse Scheu. Das Kleinbürgerliche dieser Umgebung beengte und bedrückte mich. In reichen Verhältnissen aufgewachsen, unter der Leitung einer Mutter, die es nie zu überwinden vermocht hat, daß mein Vater nicht auch ein Adels-Diplom, wie sie, aufzuweisen hatte, durfte es nicht Wunder nehmen, wenn mich oft im Hause dieser schlichten Lehrersfamilie eine unbestimmte Furcht vor der Zukunft überfiel, sobald ich an die Einwilligung meiner Eltern dachte. Christine war feinfühlig genug, meinen Gefühlen entgegenzukommen. Sie wußte es bald so einzurichten, daß wir uns unbemerkt zumeist an einem dritten Orte zusammenfanden. So verging ein Jahr, das schönste meines Lebens. Wenn ich sie an meine Brust gelehnt hielt und ihr in das offene, schöne, von goldenen Haarlocken umspielte Antlitz schaute, dann fühlte ich mich stark genug, einer Armee von Standes-Vorurtheilen siegreich begegnen zu können. Und doch, — ich will mich kurz fassen. Ich muß es ja!“

Er hustete wieder, während seine Hände zitternd über das Deckbett irrten. Dann ergriff er auf's Neue die Hand der Pflegerin.

„Beate! Wenden Sie sich nicht ab von mir! Ich habe dies Mädchen betrogen. Als ich mein Examen vollendet hatte, trat ich vor meinen Vater und meine Mutter und eröffnete ihnen unumwunden mein ganzes Herz. Die Mutter zürnte und schalt, der Vater bedauerte nur, seine Zustimmung zu einer solchen Verbindung niemals geben zu können. Meine diplomatische Laufbahn, meinte er, wäre damit für alle Zeit unterbunden. Zwei Tage darauf sollte ich meine neue Stellung in M. antreten. Den letzten Abend verbrachte ich allein mit Christine. Wir hatten einen Ausflug in die Umgebung gemacht. Von dem Verbote meiner Eltern hatte sie keine Ahnung. So oft ich die Lippen zu dieser Enthüllung öffnen wollte, war es mir, als drücke eine eiserne Faust mir die Kehle zu. Warum auch ihr die süße Wehmuth des letzten Abends zerflößen! Wir waren selig und schmerzlich bewegt zugleich. Als wir uns endlich trennten, zum letzten Male mich ihre Arme umschlangen, da sah sie mich ruhig und groß an, indem sie tiefbeglückt mir bebend zuflüsterte: „Ich werde Dich immer lieben, Du Güter, Bester, und auch Du wirst mir immer treu bleiben!“ Und ich antwortete in überströmender Empfindung: „Immer, Christine, immer!“

„Immer!“ murmelten die Lippen Beate's mechanisch. „Dann noch ein letzter Händedruck, ein letzter, langer Kuß, — sie riß sich los und war meinen Augen entchwunden. Ich habe sie nie wiedergegesehen. — Eine eigentliche Brautwerbung hatte ich nicht bei ihren Eltern



Schloß Herrenhausen bei Hannover. Zeichnung von Th. von Eckenbrecher.

Nachdruck verboten.

In alten Welfenschlössern.

Skizzen von E. Bely.

II. Herrenhausen — Petit Versailles.*)

Mit drei Zeichnungen von Th. von Eckenbrecher.

Es war existierte damals, als das Kurfürstenpaar Ernst August und Sophie zum ersten Male eine Fahrt nach dem Lustschloße Herrenhausen antrat, die jetzt so berühmte Allee nicht, welche dorthin führt, sie wurde erst von Weider Sohne, Georg I., angelegt, aber die kundigen Augen jener sich in Brachliebe und Ehrgeiz Begegnenden übersehen schnell, daß sich hier viel thun ließ, daß es ein hübsches Fleckchen Erde, auf welchem ihr Vorgänger ein Lustschloß zu bauen begonnen, — und sie schufen mit einander ihr hannoversches Versailles. Noch heute ist wenig an dem ursprünglichen Aussehen Herrenhausens verändert, zu dem man damals von weit und breit herpilgerte, um seine Wunder anzustarren.

Das Schloß ist von einem Italiener Quirini erbaut; es wurde auf's Kostbarste möblirt; das große Orangerie-Haus entstand, mit Fresken aus dem trojanischen Kriege von Tommaso geschnitten; nach Lenotre's Pläne wurde der Garten angelegt, Cascaden rauschten, Fontainen sprangen, vergoldete Statuen erhoben sich zwischen den Laruswänden, in den Drangerien glaubte man sich in italische Gefilde versetzt, und Gondeln belebten die Grachten, welche sich an den weit ausgedehnten Gärten schlossen.

Herrenhausen wurde der Lieblingsitz der Kurfürstin, wichtige Ereignisse ihres Lebens spielten sich hier ab, und zwischen den Hecken des Gartens mag sie oft genug gewandert sein, träumend, combinierend oder, von Leibniz begleitet, philosophierend.

Außer den Brachräumen des Schlosses, die wenig mehr an jene Zeit erinnern, bewohnte sie die kleineren Gemächer in einem Seitenpavillon des großen Orangerie-Gebäudes, — sie hatten nach damaliger Zeitgeschnade mit barocker Laune geschnitzte Wände, blickenden Farbenreichtum. Auch war in dem sogenannten Porzellanzimmer der Kurfürstin eine Sammlung von Meißener und Sevres-Kunstwerken aufgestellt.

Man zeigt diese Räume, in denen die geistvolle Frau mit ihrer ebenso geistvollen Tochter dem großen Philosophen Leibniz gegenüber saß, und wo man über das „pourquoi du pourquoi“ redete, nicht mehr, aber man sieht unwillkürlich zu den blauen Vorhängen, welche vor den kleinen Fenstern das Tageslicht abschließen, mit der Frage auf den Lippen empor: „Warum nicht?“ Sie waren ja der Rahmen für die historischen Persönlichkeiten, welche hier geathmet und gedacht.

1698 starb der Kurfürst Ernst August zu Herrenhausen, — aber nicht, wie sonst, verschwand herkömmlicher Weise die fürstliche Witwe in der Stille ihrer Gemächer, um der neu aufgehenden Sonne zu weichen, — Sophie blieb der Mittelpunkt bei allen großen Festen, die daselbst veranstaltet wurden, sie hatte sich auch Schloß Herrenhausen „vorbehalten“, und ihr Sohn, Kurfürst Georg I., verlebte ihren Lieblingsitz noch durch Anlage des Heden-Theaters und der großen Fontaine.

Es gab auch einen besonderen Grund, aus dem man die Kurfürstin Sophie als „Erste“ des Hauses Hannover feierte. Die Enkelin Jacobs I. war in den letzten Jahren noch zu ganz anderer Bedeutung in ihrer Familie gelangt, — sie hatte die Anwartschaft auf den englischen Thron, auf welchem die

*) Siehe Nr. 24 der „Illustrirten Frauen-Zeitung“.

gemacht, doch die ganze Familie betrachtete mich längst im Stillen als einen ihnen künftig Zugehörigen. Ich habe dies Vertrauen gekaufte. Ich war ein Glender. Kurz, kurz! Ein paar Jahre vergingen, Briefe flogen hin und her, Briefe, in denen die ganze Seele dieses Mädchens sich mir offenbarte. Von einem Drängen, diesem Zustande unseres Bündnisses ein Ende zu machen, stand nie ein Wort darin. Sie haute auf mich, sie glaubte mir. Ich war indessen in meiner Stellung emporgerückt, auch inzwischen noch weiter fort versetzt worden. Alle meine Vorstellungen bei meinen Eltern, ihren Widerstand zu brechen, blieben erfolglos. Im Gegentheile, eines Tages überraschten sie mich mit ihrem Besuche. Schreckliche Auftritte erfolgten, als man mir die Verlobung mit der Tochter eines höheren Vorgesetzten mehr als nahe legte. Ich wand mich wie der Schmetterling unter der Nadel, aber endlich gab ich nach. Ich opferte Freiheit, Sonnenschein, Jugendglück. Ein paar Tage nach meiner Verlobung erfolgte meine Ernennung zum Legations-Rathe. Meine Eltern waren wieder abgereist. Dumpfen Sinnes hatte ich ihnen versprochen, selbst Christine von der Lösung unseres Verhältnisses zu unterrichten. Meine Mutter kam mir aber doch zuvor. Eine der ersten Verlobungsanzeigen traf im Hause Christines ein. Mein eigener Brief kam mit dem Vermerk: „Annahme verweigert“ an mich zurück. Ein zweiter hatte dasselbe Schicksal.

Von diesem Augenblicke an überkam mich eine innere Unruhe. Meine Braut, welche meine Seelenqualen nicht ahnen konnte, vermochte nicht, eine gewisse Entfremdung mir gegenüber zur Schau zu tragen. So litt ich doppelt. Denn im Grunde hatte ich auch hier einen Betrug verübt. Von einem Freunde in Berlin erfuhr ich nur so viel, daß Christine nach dem Eintreffen meiner Verlobungs-Anzeige in eine schwere Krankheit verfallen war, welche sie hart an den Rand des Unterganges gebracht hatte. Als sie nach monatelangem Siechthum wieder genesen sei, habe sie das Haus verlassen. Wohin, wußte Niemand. Der Vater sei bald darauf an Kummer gestorben. Die Mutter mit den jüngeren Kindern aber hatte die Stadt verlassen, in der die Familie ihr ganzes Glück begraben hatte. Ich war bereits so weit, meine Verlobung wieder aufzuheben, nur eine letzte Rücksicht auf den Namen meiner Familie hinderte mich. Da kam der Krieg, — hah! — der Krieg. Er sprach das Trennungswort. Ich schied mit leichtem Herzen und

eilte nach Berlin, mich bei meinem Regimente zu stellen. Auch ich vermochte innerhalb der kurzen Frist meines Aufenthaltes in der Hauptstadt nichts Näheres über Christines Familie in Erfahrung zu bringen. Dann ging's fort, — nach Frankreich, — in den Krieg, — von Sieg zu Sieg. Beate, — wo ist Ihre Hand, — ach, hier! — mir wird so leicht. In den Krieg! Haha! Das pfiß und sang um mich herum von Kugeln und Schwerterklang, aber getroffen hat mich keine. Ich schien gefeit, verdammt dazu, die Qual meiner Seele von Schlachtfeld zu Schlachtfeld zu schleppen. Und ich suchte den Tod, wie ich einst die Geliebte allabendlich unter dem Schatten der alten Lindenbäume im Parke suchte. Was ist das, Beate? Hören Sie nichts? Wie es heranbraust, Schwadron neben Schwadron, Mann neben Mann, und jetzt ein Säusen und Zischen durch die Lüste, — hurrah! hurrah! Drauf, drauf! — ade, armer Freund, ade! — Beate, Beate! Vergessen Sie nicht, — ach! noch einmal ihr Bild küssen, — noch einmal ihr liebes Antlitz schauen, — o, mein Gott, ich kann nicht sterben, — etwas Schweres, Furchtbares legt sich auf mich, — was zischt ihr um mich her? Ist das schon Verdammniß auf Erden? Auf's Pferd, — hinaus in die Schlacht! — Ich habe Dich betrogen, ich nahm Dir Jugend und Glück, — laß mich sterben, — kannst Du mir nicht verzeihen, Christine?“

„Ich habe Dir längst verziehen!“ Beate stieß es laut schluchzend heraus.

Wie ein unterdrückter Jubelruf bahnte sich Etwas aus Dornheim's Brust. Wie von plötzlicher Kraft befeelt, raffte er sich stützend, mit fliegendem Athem auf; jetzt hat er die Binde, welche so lange ihm den Tag in Nacht wandelte, ergriffen, — ein hastiger Ruck, — und dann läßt der Sterbende zum ersten, letzten Male die gesunden Augen auf seiner Pflegerin ruhen.

„Christine!“

Ein markdurchdringender Schrei, — leises weibliches Wimmern, — nun ist's still. In seine Kissen zurückgefunken, liegt Dornheim stumm und regungslos. Nur das Rauschen des Todesengels geht wie ein Hauch durch den Raum. —

Als bald darauf der Arzt die Thür öffnet, bleibt er wie gebannt stehen. „Schwester Beate!“ will er rufen, doch das Wort bleibt ihm auf den Lippen. Ueber den Todten gebeugt, ist die Schwester ohnmächtig zusammengebrochen. Von der Straße her aber dröhnt, lawinenartig sich mächtig fortpflanzend, brausendes Hurrah und Jubelgeschrei, und immer näher und näher hallt es aus dem Munde begeisterter Kriegerscharen wie ein heller Siegesgruß: „Der König! Der König!...“

linderlose Anna sah, erhalten. Freilich waren nicht weniger als vierundfünfzig berechnete Prätendenten vorhanden, aber man übergab sie, weil Sophie die einzige Protestantin war, zu ihren Gunsten, durch Beschluß des Parlaments.

Wie hoch mag das Herz der ehrgeizigen Greisin geschlagen haben, als sie die englische Gesandtschaft empfing, welche kam, um ihr die Successionskrone zu überreichen; sie stand vor einem Thronhimmel, und Lord Maclesfield küßte ihr knieend die Hand. Die Gesandtschaft wurde mit all der am Hofe üblichen Pracht empfangen und bewirthet.

Zwar hatte sie noch zu Ende der achtziger Jahre nach England geschrieben: „In dem Alter, in dem ich stehe, darf ich an kein anderes Reich mehr denken, als an das himmlische,“ und an Leibniz: „Wenn ich jünger wäre, könnte ich mir mit einer Krone schmücken. Jetzt aber würde ich, wenn ich die Wahl hätte, mir lieber einen Zuwachs an Jahren, als an Größe wünschen.“

Dennoch war nach Ueberreichung der Krone ihr ganzes Sehnen darauf gerichtet, den Thron von England noch bestiegen zu dürfen, um den Ruhm der Grabschrift zu haben: „Sophia, Königin von England.“

Leibniz erzählte darüber der „philosophischen Königin“: „Die Frau Kurfürstin war ungeduldig, Sie als Königin zu sehen; und kaum sind Sie es geworden, so freut es sie, sich auf dem Wege zu sehen, Ihnen zu folgen. Denn da sie Ihnen in so viel anderen Dingen das Beispiel gegeben hat, welche Sie so groß und anbetungswürdig machen, so freut sie sich, ihrerseits das Beispiel Ihrer Majestät in demjenigen, was die Welt sich als das Größte vorstellt, zu erhalten. Es ist wahr, weder Jene noch Sie, beide haben der Kronen und Diamanten nicht nöthig, um zu glänzen.“

Ein schwerer Schlag war für sie der Tod dieser einzigen Tochter, Sophie Charlotte, Königin von Preußen, der gelegentlich eines Besuches in Hannover erfolgte, wohin die geistvolle Fürstin schon krank gekommen war.

Zu ihrem Bruder Ernst August sagte dieselbe tröstend als Sterbende: „Der Tod erschreckt mich nicht. Schon allzulange betrachte ich ihn als unvermeidlich!“ Und ihrer Hofdame, der getreuen Köchin: „Was weinen Sie? Dachten Sie, daß ich unsterblich wäre? Beklagen Sie mich nicht! Ich gehe jetzt, meine Wißbegierde zu befriedigen über die Urgründe der Dinge, die mir Leibniz nie hat erklären können.“ Ein düsterer Trauergang entfaltete sich, mit welchem man die königliche Leiche bis an die preussische Grenze geleitete. In der Stille ihres geliebten Herrenhauses mochte später die Kurfürstin ihrem Schmerze nachhängen. — Schon einmal hatte sie beim Tode eines Sohnes, — von sieben Kindern sah sie drei in blühendem Alter, eins klein sterben, — an Leibniz geschrieben:

„Ich wandre in meinem Garten umher und lausche den Nachtigallen, das soll allen Kummer, der mich drückt, von meiner Seele nehmen.“

Die Jahre schwanden, Sophiens Gesundheit blieb eine gute, sie hatte noch die Genugthuung, ihre Enkeltochter mit dem preussischen Kronprinzen verheiratet zu sehen.

Am 8. Juni 1714 ging sie mit der Prinzessin Karoline, der Gemahlin ihres Enkels Georg, im Herrenhäuser Garten spazieren, der Regen überraschte sie und mit dem Ausrufe: „Es regnet, es regnet“, eilte sie dem Schlosse zu. Die Prinzessin rief ihr zu, sie gehe zu rasch, sie erwiderte: „Wahrhaftig, ich glaube es selbst“, — und sank dann, vom Schlage getroffen, todt zur Erde nieder.

Auf der Stelle, wo die Kurfürstin Sophie vom Tode ereilt wurde, erhebt sich heute unter einem römischen Tempel ihre Statue, vom Hannoveraner Engelhardt trefflich modellirt. Hoheitsvolle Haltung, durchgeistigte Züge in getreuer Portrait-Ähnlichkeit stellen sie so der Nachwelt vor Augen, während die Geschichte ihres Hauses ihr für alle Zeiten den Namen „die große Kurfürstin“ gesichert hat.

Wenige Wochen später erfolgte der Tod der Königin von England, und Sophiens Sohn kam in den Besitz des Erbsitzes seiner Mutter, des englischen

Königsthrones, den er als Georg I. bestieg; — in Herrenhausen wurde ihm zuerst gehuldigt, und von hier aus verließ er das alte Stammland, um sich jenseits des Meeres die Krone aufsetzen zu lassen.

Verfolgt man stadtwärts wieder den Lauf der Allee, so gelangt man zu dem englisch angelegten Welfengarten mit seinen uralten Baumgruppen und schimmernden Rasenplätzen, und gewahrt am Ende eines mächtigen Baumganges ein einstöckiges Haus mit kleiner Freitreppe und Mansardenfenstern.

Auch das hat seine interessante Geschichte. Es wird heute als „Prinzenhaus“ bezeichnet, und die Stätte, auf welcher es jetzt unter den alten Baumriesen steht, ist nicht die ursprüngliche seiner Erbauung.

Zuerst stand das Häuschen auf dem Prinzenwall, einem Stadtwall, der jetzt modernen Straßenanlagen gewichen ist; es hieß „Weyhen-Löbe“ und wurde unter Kurfürst Georg Ludwig für die Frau General-Lieutenant von Weyhe als Lusthaus erbaut, — eine Dame, welche den ersten Unfrieden in der Prinzessin von Ahlden Ehe trug.

Georg II. überließ es auf Lebenszeit seiner Freundin, einer Frau von Wallmoden, die er zur Herzogin von Darmouth erhoben hatte, dann aber wurde es die Sommer-Residenz des Kommandanten von Hannover, des Prinzen Karl von Mecklenburg-Strelitz und seiner Gemahlin, einer Prinzessin von Hessen-Darmstadt. Und am 10. März 1776 wurde dem Paare daselbst ein Töchterchen geboren, — Luise, — einstige Königin von Preußen.

Die Räume des Hauses sind luftig und behaglich; noch bekleidet die alte Holztäfelung die Wände, an welchen der erste Schrei des Kindes verklungen, noch liegt da derselbe festge-

fugte Parkettboden, über den die kleinen Füße im kindlichen Spiele getrippelt sind. Die Königin Friederike von Hannover war die klassische Zeugin für die Echtheit der Geburtsstätte; — Winters wohnten die prinziplichen Herrschaften im Schlosse an der Leine, mit dem ersten Frühjahrs-Sonnenstrahl aber zog man hinaus in's Grüne, in das aus Weyhen-Löbe nun umgetaufte „Prinzenhaus“.

1861 wurde dasselbe, um das pietätvolle Andenken zu wahren, in den Welfengarten verlegt.

Die Familien-Galerie enthält mehrere Bilder der Königin Luise, aus dem Nachlasse ihrer Schwester Friederike stammend; ganz besonders reizend sind vier Pastellbilder der „schönen vier Schwestern“ im Masken-Kostüm, der hildburghausen'schen Herzogin, der Fürstin von Thurn und Taxis, Friederikens und Luises, welche Letzterer liebliches Gesicht aus einer Nonnenkapuze blickt.

Abenddämmerung sinkt herab, sie läßt die Männer- und Frauengestalten in der Galerie nur noch wie gespenstische Schatten erscheinen, sie breitet ihre Schleier über das weite Terrain des Herrenhäuser Gartens, — vielleicht beginnt dort eine Nachtigall ihr Lied, — Nebel lagern über dem Leineschlosse, und um das Prinzenhaus rauscht und weht es leise in den Baumkronen, und von all den Herzen, die hier in Lust und Schmerz einmal geschlagen, kehret keins

„zu dieses Lebens Treiben,
Zu dieser Welt zurück“.



Das Einfädeln. Von Lucia van Gelder. — Siehe Seite 168.

Nachdruck verboten.

Wie mein Freund Bornemann „schweningerte“.

Von Heinrich Seidel.



as mein Freund Bornemann ziemlich wohlbeleibt ist, weiß die Welt, und der geringe Theil von ihr, welchem diese Thatsache noch unbekannt ist, erfährt sie durch diese Zeilen. Aber wie der Strug so lange zu Wasser geht, bis er bricht, so geht der Mensch so lange zu Biere, bis er zu stark wird.

Eines Abends erwartete man meinen Freund in dem Weihenstephan-Auschanke an der Potsdamer Brücke vergeblich, und da er sich auch am nächsten Abend nicht einstellte, so gab das allgemein zu bedenklichem Kopfschütteln Veranlassung, denn mein Freund Bornemann war ein Gewohnheitsmensch, und von ihm galt, wie von kaum einem Anderen, das Wort des Commersbuches: „So pünktlich zur Secunde trifft keine Uhr wohl ein, als ich zur Abendstunde beim edlen Gerstenwein.“

Als er auch am dritten und vierten Abend sich nicht einstellte, beschloß ich, ihn aufzusuchen; allein ganz zufällig traf ich ihn am anderen Nachmittage im Thiergarten, woselbst er trotz der warmen Witterung mit großer Emsigkeit, und wie es mir schien, in einer gewissen fabrikmäßigen Weise spazieren ging. Dies war ebenfalls gegen seine Gewohnheit, denn den Thiergarten haßte er, wie alle Parks; sie waren ihm zu gelect, und wenn er spazieren gehen wollte, so fuhr er in den Grunewald und wuzelte dort zwischen den Kiefern umher.

„Sage mal, Bornemann, was ist Dir?“ fragte ich. Er machte ein tragisches Gesicht, und zwischen seinen Augenbrauen bemerkte ich zwei finstere Falten. „Er hat angeloppt“, sagte er mit dumpfer Stimme.

„Wer?“ fragte ich.

„Der alte Hans Mors eigenhändig“, antwortete er. „Im wahren Sinne des Wortes angeloppt.“

„Na, na,“ machte ich.

„Sehr einfach“, fuhr er fort. „Am Tage vorher war ein kleiner Herrenabend bei meinem Freunde Mofenthin. Krebse wie die Hummer, junge Hamburger Hühner, Erdbeer-Bowle, — gute Erdbeer-Bowle, — viel Erdbeer-Bowle. Am anderen Morgen war ich ganz munter, aber gegen zwölf Uhr, als ich am Schreibtische saß, sonderbare Gefühle. Dicke Schläfen-Adern, Ziehen im Nacken. Plötzlich Angst, schwarz vor den Augen, tief Athem holen, ich fühle unwillkürlich nach dem Pulse, läuft wie so 'n abschnurrendes Uhrwerk, — schöne Geschichte, — Herzlopfen! Ich machte die Bekanntschaft solcher verdammten Gefühle zum ersten Male in meinem Leben, denn Du kennst mich ja: Gesundheit eichenhaft, Magen, um Schuttschoten zu verdauen, als erwachsener Mensch nie krank gewesen. Dies war mir außer allem Späße, und ich ging zum Arzte. Nun ja, also 'n bischen Herzverfetzung“, sagt dieser. „Da werden wir wohl ein wenig schwenigern müssen.“ Und dazu macht er ein Gesicht, als ob es sich um Hühneraugen-Schmerzen handelte. Nun, ich wußte es ja, der Schuft hatte gar kein Mitleid mit mir, und innerlich lachte er; denn bei dieser Sorte herrscht mehr Freude über einen Gefundenen, der endlich zu Kreuze kriecht, als über hundert Kränklige, die ihnen sicher sind. Nun spannte er mich denn auch gleich in eine Zwangsjacke von ganz abschrecklichen Vorschriften, nach dem Grundsätze, den Bräsig einmal ähnlich entwickelt, daß alles dem Menschen Angenehme ungesund ist, alles Widerwärtige und Elliche aber ausnehmend gut für ihn. Auf alle Dinge, welche mir dies irdische Jammerthal erträglich machten, muß ich verzichten, eingesperrt in ein System von eisernen Gefekes-Paragrafen. Wenn ich esse, darf ich nicht trinken, und wenn ich trinke, darf ich nicht essen. Eine neue Art von Faust sieht Du in mir, dem zwei Seelen in seiner Brust wohnen, deren eine immer trinken will, wenn sie essen soll und deren andere stets essen möchte, wenn sie trinken darf. Und in meiner freien Zeit gebrauche ich im Thiergarten meine natürlichen Fortbewegungsmittel zu öben Spaziergängen und hänge trüblichen Gedanken nach über die Vergänglichkeit alles Irdischen, oder sitze des Abends, ausgestoßen aus der Gesellschaft der Glücklichen, in einer einsamen Weinhandlung bei einem Schöpplein fauerlichen Mofels und lese das öde Gewäch der Herren Leitartikel-Schreiber, anstatt wie sonst dem anregenden Gespräche guter, verständiger Freunde zu lauschen. Aber ich kann ja nicht verlangen, daß sie mir in diese Höhle des Grames nachfolgen, wo ich mein Fett züchtige.“

Bornemann führte mit einer Consequenz, welche ihm Niemand zugetraut hatte, seine Kur durch und verschwand nach einiger Zeit gänzlich, um mit Zuhilfenahme des Kiefengebirges an der Verminderung seines Aeußeren zu arbeiten. Als ich hörte, daß er wieder da sei, besuchte ich ihn, denn ich wußte, daß sein Geburtstag war.

Ich fand ihn auffallend verändert und abgemagert; sein Rock hing weitläufig um seine Glieder, und seine Züge hatten etwas Schlaues bekommen, als sei ihm seine Haut ebenfalls zu weit geworden. Er war aber ganz vergnügt und zufrieden mit der Wirkung des Gebirges.

„Du weißt ja“, sagte er, „daß ich die Berge für einen Unfinn halte. Dies ewige zwecklose Aufundnieder, diese blödsinnigen Felsenwände, auf welchen nichts wächst, und der mangelnde Umblick, wenn man in den Thälern eingesperrt ist, wie in einem Gefängnisse, Alles dies halte ich für eine Verirrung der Natur. Aber gegen Zeit sind sie gut, ohne die Berge hätte ich nie so reich dieses Resultat erreicht.“ Und damit deutete er auf sechs mit Blumen bekränzte Cigarrenkasten, welche zu einem Würfel aufgebaut, seinen Geburtstags-Tisch schmückten.

Ich verstand den Zusammenhang seiner Rede nicht und fragte: „Nun, wer hat Dich denn so reich mit Cigarren beschenkt?“

Er klappte den Deckel der einen Kiste auf, zeigte, daß sie leer war, und sah unendlich pffig aus. „Wart Du auf der letzten großen Ausstellung?“ fragte er dann. Als ich nickte, fuhr er fort: „Da hast Du gewiß die glänzenden Würfel gesehen, welche die jährliche Silber- und Gold-Production darstellen. Nicht wahr, das gab ein hübsches Bild. Man sah es körperlich vor sich und konnte sich eine Vorstellung machen. Nun, sieh mal, diese Cigarrenkisten sind auch so ein plastisches Hilfsmittel, sie stellen nämlich meinen Fettverlust dar, den ich in angestrengter Mühe und Arbeit erzielt habe. Jede dieser Cigarrenkisten hat fast genau einen Inhalt von zwei Kubik-Decimetern und entspricht darum einem Gewichte von etwa

vier Pfund. Sechs sind es, — viermal sechs sind vierundzwanzig, und so viel Pfunde habe ich mir glücklich vom Leibe geschmort.“ Das habe ich mir gestern genau ausgerechnet und mir dieses Resultat heute Morgen als mein bestes Geburtstags-Geschenk selber aufgebaut. Es ist doch eine merkwürdige Sache, wenn man es so körperlich vor sich sieht.“ Und er betrachtete seinen Aufbau mit schwärmerischen Blicken.

„Nun, nach solchen Erfolgen“, sagte ich, „wirft Du doch gewiß auf Deinen Vorbeern ruhen?“

„Nimmermehr!“ antwortete er mit einer gewissen Größe und einer erhabenen Handbewegung. „Sieh mal, jetzt empfinde ich schon eine gewisse Wonne an der Enthaltbarkeit und bin so zu sagen ein Fanatiker der Enthaltung geworden. An glühenden Sommerabenden, nach heißen, stillen Tagen, wie wir sie in diesem Jahre so viele hatten, da versehe ich mich gern in die Lage eines Forschungsreisenden in der afrikanischen Wüste, eines solchen, zu dessen leiblichen Gewohnheiten in der Heimath es gehörte, allabendlich in einem kühlen Bräu einzutreten und unterschiedliche Maß zu trinken. Denke nur, mit welcher Anbrunst er nach heißer Wanderung sich am Abend in der Schatten- und hierlosen Gegend in den Gedanken vertiefen wird, Doctor Faust's Mantel zu besitzen, damit er schnellen Fluges sich in ein kühles Bräuhaus zu begeben vermöchte, um seinen erhabenen Wüstenruch nicht nutzlos zu Grunde gehen zu lassen. Ich dagegen, wenn ich am heißen, glühenden Abend nach beendigter Schmor-Kur von meinem Spaziergange zurückkehre, brauche Faust's Mantel nicht. Es liegen an meinem Wege zahllos die herrlichsten Bier-Tempel in allen Stil-Arten, und in jedem fließt ein anderer köstlicher Stoff zur beliebigen Auswahl; allein stolz schreite ich vorüber, die Hand in den Busen gesteckt, und lasse mir genügen an dem Hochgefühl, unwandelbaren Grundfäßen zu gehorchen.“

Nun, ich bewunderte meinen Freund Bornemann wegen seiner gewaltigen Grundfäße, hegte aber einen leichten Zweifel an ihrer Dauer in meinem Herzen, denn diese Tugend erschien mir ein wenig wortreich und mit allerlei verzweifelten Schnörkeln verziert.

Jedoch einstweilen blieb es beim Alten, und er schien seiner Widerstandskraft schon Manches zuzutrauen, denn er kam wieder in die Sitzungen des „Allgemeinen deutschen Reimvereins“, dessen Mitglieder sich damals an jedem Freitag Abend in der Jägerstraße beim Münchener Biere versammelten. Sein dünnes, halbes Gläschen Mofelwein nahm sich dürrig aus zwischen all den breitspurigen und behäbigen Maßkrügen, allein er ließ sich das nicht anfechten, hielt die schönsten Reden über den Nutzen der Enthaltbarkeit und Tugend und zuckte mit feiner Wimper, wenn ringsum der herrliche Stoff mit begeisterten Worten gelobt wurde.

„Meine lieben Freunde“, pflegte er gern zu sagen, „das deutsche Volk steht wieder auf der Höhe und hat vielleicht den äußersten Gipfel seiner Macht noch nicht einmal erklommen. Aber zwei tödtliche Dämonen nagen bereits an seinen Wurzeln, zwei böse B, und sie nennen sich Bier und Bildung. Am Bierdusel und am Bildungs-Dusel wird unser Volk schließlich wieder zu Grunde gehen. Durch den Zwang zu ewigem, ödem Gelerne und thörichtem Examen-Macherei wird die Thakraft seiner Jugend gelähmt, und das Wenige, das dann noch übrig bleibt, wird in dem großen Biersee untergehen, dessen Fluthen immer höher anschwellen. Wie sinnreich ist es nicht, daß diese beiden Wörter alliterierend an einander klingen. Denn daß sie auch in Wirklichkeit zusammen gehören, das beweisen unsere höchsten Bildungsstätten, die Universitäten, wohl schlagend genug.“

Mit solchen curiösen Gedanken spielen beschäftigte er sich gern und liebte es, die Nichtigkeit seiner Ansicht mit großem Wortschwall und dem Aufwande seines ganzen Scharfsinnes zu verfechten. Jedoch im Laufe des Herbstes bemerkte ich, daß er lager wurde in seinen Gefinnungen und nicht mehr so genau nach der asketischen Strenge seiner ärztlichen Vorschriften lebte. Er hatte immer wundervolle Entschuldigungen bei der Hand und wußte der Sache stets ein schimmerndes Mäntelchen umzuhängen. Ich erinnere mich, daß ich ihn einmal traf, wie er eine ungeheure Portion Spitzgans verzehrte und zwar mit sämmtlichem Fett. „Nun, ist denn das fargemäß?“ fragte ich.

„Gefällig hat der Arzt mir erlaubt“, sagte er mit dem unverkennlichsten Ernste, indem er die Augen ein wenig zusammenkniff; zugleich glaubte ich aber um seine Mundwinkel ein leichtes lächliches Lächeln zu spüren. Dann bemerkte ich mit Entsetzen, daß er unmittelbar auf dieses Gerücht ein lächliches Glas Mofel setzte, eine der größten Sünden gegen diese Kur, die Essen und Trinken durch angemessene Zeiträume von einander trennt. „Nanu!“ rief ich verwundert. Er sagte mit derselben eisernen Strenge wie vorher: „Bei Schwimmbädern gestattet man sich eine Ausnahme.“

Als wir nach einiger Zeit einmal wieder im „Allgemeinen Deutschen Reimverein“ zusammen kamen, gab es desselbigen Abends graue Erbsen mit Speck, genau nach ostpreussischer Weise zubereitet, eine Speise, welche bei Leuten, die eine Entfettungskur brauchen, auf dem Index steht und so viel bedeutet wie Gift. Bornemann war ein Ostpreuße, und man muß wissen, daß diese für solches Gerücht denselben Fanatismus haben, wie die Thüringer für Kartoffelflöße und die Hamburger für Naluppe. Ich sah ihm gerade gegenüber und konnte gut beobachten, mit welchen Blicken er den Teller betrachtete, welcher seinem Nachbar soeben aufgetragen wurde. Er sah von der Seite darauf hin, und es zuckte lästern um seinen Mund. „Sieht gut aus!“ sagte er dann. Sein Nachbar, ebenfalls ein Ostpreuße, nickte nur und machte sich an seine Arbeit. Eine Wolke von köstlichem Dufte flog Bornemann in die Nase; er schnupperte ein wenig und sagte dann: „Nicht gut!“

„Schmeckt auch gut!“ erwiderte der Nachbar, gefühllos und grauam.

Bornemann grunzte etwas Unverständliches, wendete sich ab und trommelte mit den Fingern auf dem Tische. Doch nicht lange dauerte es, so drehte er wieder den Kopf und schielte von fernwärts auf das verlockende Gerücht.

„Ist es wirklich gut?“ fragte er dann.

„Ja — de — al!“ sagte sein Nachbar.

Bornemann sah eine Weile von seitwärts auf den Teller hin und bewegte die Finger, ähnlich wie ein Laubfrosch, wenn er sich leckere Fliege in's Auge gefaßt hat. Noch einmal riß er sich zusammen, wandte sich kurz ab und verfuhrte ein Gespräch mit seinem anderen Nachbar anzuknüpfen. Allein es gelang ihm nicht, denn seine Seele war nicht bei der Sache. Mit magischer Gewalt zog es ihn wieder herum, und sehr eindrucklich fragte er dann: „Nun sagen Sie mir aber mal ehrlich: ist es wirklich gut? Ist es gerade so, wie bei uns zu Hause?“

Der Andere machte ein verklärtes Gesicht und rief: „Gewiß, genau so! Mit einem Worte: i — de — al!“

Ein fürchterlicher Kampf wogte in Bornemann's Inneren. Seine Züge veränderten sich, sein Athem ging schwer, er ballte seine Faust, und ich sah deutlich, wie ein ungeheurer Entschluß in ihm reifte.

„Kellner!“ sagte er plötzlich, und seine Stimme bebte vor verhaltener Erregung, „bringen Sie mir auch graue Erbsen, aber, — so fügte er mit gedämpfter Stimme, jedoch sehr eindringlich hinzu, — „mit zweimal Speck!“

„Wenn schon, — denn schon!“ murmelte er dann für sich und ließ seine Augen scheu über die Tafelrunde gleiten. Aber Niemand hatte darauf geachtet, und ich hatte bei Zeiten meine Blicke harmlos abgewandt.

Soll ich nur ausmalen, wie das Verderben weiter fortgeschritt und von dem stolzen Baue seiner erhabenen Grundfäße ein Stein nach dem anderen abbröckelte? Nein, ich glaube, das ist ein Schauspiel, an dem sich nur böse Menschen zu erfreuen vermögen, und solche habe ich nicht unter meinen Lesern. Aber verschweigen darf ich nicht, daß ihn um diese Zeit ein anderer Freund in der „Stadt Alhen“ antraf, wo er vor drei geleerten halben Litern badiischen Weines saß und eben mit dem vierten beschäftigt war. „Was machen Sie hier?“ fragte der Freund, verwundert über diese Leistung.

„Ich enthalte mich des Bieres, wie Sie sehen!“ Inurrte Bornemann ingrimmig.

Und ebenfalls darf ich nicht verschweigen, daß ich ihn sechs Wochen später in einer entlegenen Gegend zufällig in einem Locale, wo Niemand von uns sonst zu verkehren pflegte, vor einem mächtigen Maßkrüge fand. Er wurde sichtlich roth, geriet in Verlegenheit, stotterte einen Satz, von welchem ich nur die Wörter „ausnahmsweise mal“ verstand und kam sich sichtlich höchst entlarvt vor. Den Akt der Bezahlung suchte er augenscheinlich in einen geheimnißvollen Schleier zu hüllen, indem er das Geld unter dem Tische abzählte und es dem Kellner, der ihn zu meiner Verwunderung wie einen täglichen Stammgast behandelte, stillschweigend in die Hand drückte. Dieser ließ seinen Blick darüber hingleiten und sprach das schreckliche Wort: „Also vier Maß, wie gewöhnlich. Danke schön, Herr Doctor!“

Das war das Ende der Entfettungskur meines Freundes Bornemann.

Nachdruck verboten.

Literarische Plaudereien.

Deutsche Literatur.

Von Wilhelm Bölsche.



ie Lyrik, das Vers-Epos, der Vers überhaupt ist todt. Wie oft das in letzter Zeit gesagt worden ist! Kritiker aller Art haben es gesagt, einige mit Frohlocken, einige doch wenigstens mit Seufzen. Man hat ausführlich nachgewiesen, warum es so sei, und diese Beweisketten waren bisweilen so gut, daß man wirklich manchmal sich zu dem Glauben bekehren konnte, es müßte so sein, — wenn es nur wirklich so wäre. Aber die Thatsache, die man eben erklären wollte, besteht in Wahrheit nicht, sie besteht Gottlob nicht. Vor mir liegen drei Bücher, alle drei in Versen abgefaßt, und diese drei Bücher lächeln mich an, wie ein hübsches, frisches Mädchen, das man todigefagt hat, und das nun plötzlich in's Zimmer tritt, jugendblühend, mit dem vollen, schönen Glanze des ferngefunden Lebens auf den Wangen und im Geiste ganz und gar abgeneigt, die Frage nach Sein oder Nichtsein so bald selbst zu lösen, so interessant diese auch für grüblerische Philosophen sein mag. Das Diadem einer Königin schimmert aus dem einen Bande, aber umflossen von den milden, thaumatischen Feldblüthen alter Volks-Poesie; hinter den beiden anderen Büchern stehen zwei ernste, einsame Dichtergehalten, Beide wild herumgewürfelt vom Leben, aber Beide dafür gleich fest eingewurzelt im Nährboden echter Kunst, weltumspannender Bildung, aus Schmerz und Freude herausgeretteter Empfindungsfähigkeit und Erfahrung. „Der Rhapsode der Dimboviza“ (Bonn, Verlag von Strauß), so hat die Uebersetzerin, Carmen Sylva, ein Liederbuch gekauft, das in seiner Art vollkommen einzig in der neueren Literatur dasteht. Es handelt sich um rumänische Volkslieder, Lieder von einer Pracht, die es voll auf erklärlich erscheinen läßt, daß die Königin des Landes selbst sich in langer, gewissenhafter Arbeit darum bemüht hat. Gesammelt sind sie von einer jungen Dame, Selene Vaccaresco, auf den Gütern ihrer Eltern im Dimboviza-Thale. Carmen Sylva hat sie aber durch ihre vorzügliche Uebersetzung erst recht eigentlich zu einem köstlichen Schätze der deutschen Literatur gemacht. Es begreift sich, daß dem Gemüthe einer Frau, die ihr einziges Kind durch den Tod verloren, gerade diese schwermüthigen, das Tiefste der Menschenbrust in wunderbarer Bilderfülle herausragenden Volksweisen ganz besonders verwandt und vertraut klingen mußten, und aus diesem inneren Verschmelzen mit dem Stoffe mag der Zauber dieser Uebersetzung erwachsen sein, die durchaus und in jedem Zuge wie aus einem Gusse, wie ein frisches Original-Werk erscheint. Der Band ist dick, und wenn er nicht so schönen Druck zeigte, so könnte man etwas ängstlich werden vor dieser Ueberfülle. Um so mehr will es bedeuten, wenn aus guter Ueberzeugung versichert werden darf, daß auch nicht ein Gedicht unter diesen vielen ist, das nicht werth wäre, gelesen, ja wieder und wieder gelesen zu werden. Im Wohlworte frei gestalteter, bald wild, bald sanft anschwellender und verklingender Rhythmen ziehen die Luft, das Weh, die Räthsel des ganzen Menschenlebens von der Wiege bis zur Gruft an uns vorüber. Wohl trägt das Alles Localfarbe einer Gegend, das Wogen der Maisfelder klingt wie eine leise, schwermüthige Musik durch alle die Lieder, das rumänische Mädchen schreitet hindurch in seiner Landestracht, mit dem rothen Gürtel, dem klingelnden Fingerring, den „blauen Halsperlen am Sandgefräus“; aber diese Weisen tönen so tief aus der Seele des Volkes heraus, daß sie Stimme der Menschheit werden, daß sie jene Saite klingen lassen, die im Innersten alle Gemüther der Welt verknüpft und nichts weiß von Schranken der Nationen.

Neben den Leiden und Freuden des Menschenlebens steht eine tiefe, zauberhaft hinreißende Natur-Symbolik. Das Feuer singt vom Herde, es hat „den Wald verzehrt mit allen seinen Liedern“ und plaudert nun die Geheimnisse der flüsternden Zweige aus; das Mägdlein muß sterben, weil die Erde, die so viel Blumen gegeben, eine einzige nun für sich zurückhaben will. Bisweilen wird der Ton stürmisch wie echte Zigeuner-Poesie; aber das Weiche überwiegt, die Todtenklage, die Sehnsuchtsklage der Verlassenen, das Abschiedslied beim Schei-

den. So ist dieses Buch im besten Sinne ein Schatz, und es kann wahrhaftig noch nicht so sehr schlecht bestellt sein um die Lyrik einer Zeit, der solche Schätze zu heben vergönnt ist.

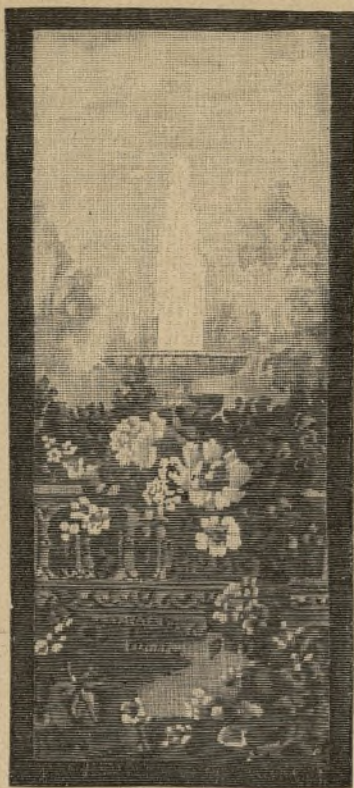
Und daß auch die Kunst-Poesie, die vom Einzelnen neu geschaffene Poesie, noch Kraft genug in sich trägt, das beweist das zweite jener erwähnten drei Werke, die „Gedichte“ von Detlev Freiherr von Liliencron (Leipzig, Verlag von W. Friedrich). Ein wunderbares Gemisch von straffer Manneshärte und von elegischer Zartheit ist dieser Liliencron; zusammen macht das einen ganzen Dichter. Das Buch hebt an mit den „Trommeln und Pfeifen“, mit denen unser Boet „oft marschirt“. Aber das hält nur noch herüber in seine heutige Welt, wie ein alter, berauschernder Traum; der Klang kehrt immer wieder, doch auch die Klage über die Vergangenheit, die Resignation, die in der Rede Trost finden muß für den Verlust der That. Man fühlt bei Liliencron sehr deutlich durch, daß er viele Illusionen, viele Hoffnungen auf persönliches Glück, persönlichen Ruhm begraben hat; nur der gewöhnlich rechnende Mensch freut sich über diese aufgezogene Illusions-Freiheit, das echte Dichtergemüth empfindet sie immer als etwas Schmerzliches, selbst wenn es sich bewußt ist, daß diese nur notwendig und in gewissem Sinne sogar heilsam sei; auch in Liliencron's Versen liegt die Klage um den Dukt, den Schaum, die schöne Regenbogenfarbe der Illusion dicht neben dem eifigen Spott, dem kalten Lächeln, das neben jener Illusions-Freiheit erwacht. Ganz tot ist das alte, leichte

Soldatenblut nicht, bisweilen schäumt es noch recht toll, recht frisch auf. Diese Stellen des Lieberbuches sind köstlich, Perle an Perle. Dann freilich ist es wieder, als greife der gereifte

Mann sich gleich nachher an die Stirn, ein bitter

rer Zug spielt um die Lippen, — „es kriecht ein Wurm aus deiner Nase“ heißt es in einem der schönsten Gedichte grell, aber deutlich. Für Jeden, der Form zu genießen versteht, der die Geheimnisse des Neuen und Niedergewesenen in scheinbar ganz alltäglichen Naturbildern zu finden weiß, ist die Lektüre der Liliencron'schen Verse noch ein ganz besonderes Fest. Liliencron ist der äußerste Gegner jeder Art von Bombast. Seine Schilderungen geben mit Vorliebe das Schlichteste wieder, aber sie malen es dann eben mit der Meisterschaft des großen Künstlers. Und vor diesem einfachen, aber wunderbar plastischen Hintergrunde steht dann die Persönlichkeit des Dichters selbst, ebenso schlicht, ohne Pose, stets im Alltagsrocke des einfachen „Menschen“, mit keiner anderen Aufdringlichkeit als der, die dem bedeutenden Kopfe eben von selbst zukommt, wenn er das Wort ergreift und besser zu reden weiß, als hundert Andere.

Schlichtheit ist es nun nicht, was ich an dem dritten Werke, dem diese Zeilen gelten, zu rühmen habe, aber auch hier ist der Gegensatz nicht Pomp und Schwallst, sondern höchstens äußerste Bethätigung eines genialen Muthes, eines wahrhaft prometheischen Dranges, dem das Individuum nichts mehr ist, das nicht mehr wie Homer den „Mann singen“ will, sondern die Menschheit. „Das Lied der Menschheit“ betitelt sich denn auch das große, im langsamen Werden begriffene Epos von Heinrich Hart (Großenhain und Leipzig, Verlag von Baumert und Ronge). Vierundzwanzig Einzeldichtungen soll es umfassen, zwei davon sind erschienen. Die erste („Tul und Nafila“) schildert die Morgenröthe der menschlichen Kultur. Die poetische Erzählung der Bibel vom Paradies erscheint gewissermaßen in naturwissenschaftlichem Gewande; der ursprüngliche, wilde Mensch tritt auf, verloren im grünen Dickicht des Urwaldes von Ceylon, geistig noch tief umnachtet. Aber schon dämmert der Tag der eigentlichen „Menschwerdung“, die Erfindung der künstlichen Feuer-Erzeugung, die wir mit erleben, deutet prophetisch auf den Emporstieg der Kultur, welche den Menschen zum Herrn über die Natur machen soll, und gleichzeitig mit der ersten Flamme, die den Herd erhellt, flammt es im Gemüthsleben dieser rohen Wilden auf, wie ein mild blickender Stern: der Keim der ersten Moral beginnt sich zu regen. Der zweite Gesang des Epos („Nimrod“) ist stürmischer. Es ist, als gehe die Menschheit hier wieder rückwärts. Aber der Rückschritt ist nur eine notwendige Curve. Wandernde Nomaden, die nie ein Feld bebaut, nie eine Stadt gesehen haben, brechen ein in die Euphrat-Ebene, lassen sich nieder, bilden eine erste Stadt, einen ersten Staat. Doch der Hochmuth verwirrt den unreifen Geist Nimrods, des ersten Alleinherrschers. Mit seinem Thurne will er roh den Himmel erringen, wo doch in Wahrheit der Riesenthurm, den diese Generation brauchte, eine erste Feststellung der großen Moral-Gesetze war. Der Blitz zermalmt Nimrods Thurm und ihn selbst. Heinrich Hart ist von allen Dichtern der Gegenwart der kühnste und der formgewandteste. Seine Verse sind tabellos glatt, und mehr als das: sie sind lebendig, sie schmiegen sich allen Höhen und Tiefen der gigantischen Dichtung in vollkommener Vollendung an. Nicht eindrucklich genug kann jedem Gebildeten in unseren Tagen an's Herz gelegt werden, daß er sich den Genuß nicht entgehen lassen möge, der im Verfolgen dieses großartigen Unterfangens eines Poeten ersten Ranges liegt. Von Band zu Band (jeder Band umschließt einen Gesang) das Riesenerbe des Hart'schen Epos ansteigen zu sehen, sich langsam hineinzuleben in diesen kolossalen Zuegang und den unerschöpflichen Wechsel der formalen Behandlung, das dürfte eine der schönsten Aufgaben sein, die in neuerer Zeit ein Dichter seinem Publicum zugemuthet



Moderner Gobelin.

Füllung für einen Menschengemälde. (Siehe auch die nebenstehenden Abbildungen.)

hat; es ist aber auch eine einfache Pflicht der Leserschaft, sich einem solchen Werke gegenüber nicht theilnahmlos zu erweisen, auch wenn es noch nicht „Mode“ geworden ist. Wie Liliencron, so ist auch Hart „Realist“ in des Wortes guter Bedeutung, die weder mit stofflicher Rohheit, noch mit formaler Schrankenlosigkeit das Geringste zu schaffen hat. In Beiden hat sich dieser Realismus selbständig und unbekümmert um irgend welche Mode-Richtung oder Schul-Phrase ausgebildet; Beide sind trotz ihrer ausgesprochen realistischen Tendenz weit entfernt, das köstliche Instrument des Reimes, des Verses schlechthin muthwillig zu zerbrechen. Hart hat mit vollkommener Gemüthsruhe die angeblich ganz veraltete Form des Epos wieder zu Ehren gebracht, er befürwortet in der Vorrede zu „Nimrod“ sogar das öffentliche Vorlesen derartiger epischer Dichtungen, eine Ansicht, der ich mich gern anschließe, doch mit dem Vorbehalt, daß tüchtige neue Kräfte unter den Vorlesern entstehen, die den alten Theater-Jargon mit ganzer Energie ausmerzen und der neuen Dichtungsart auch eine neue Recitation entsprechen lassen.

Neben drei so hochbedeutenden Dichtungen in Versen die entsprechenden Gegenleistungen aus dem Gebiete der Prosa zu stellen, hält allen Ernstes schwer, trotz der vielen hundert Bände, die unausgesetzt unter der Flagge des Roman-Titels oder Novellen-Dekals in die offene See der Leserschaft hinaussteuern. Mittelgut, wozu man sich nicht, Wagenladungen voll Mittelgut, aber nichts herauspringend Großes, nichts Eigenartiges! Ich wähle zwei Werke, die sich wenigstens über die Masse erheben, das Eine als Werk eines Dichters, der allerdings zu unseren Allerbesten gehört, wenn er auch gerade in diesem Buche nicht seine ganze Kraft anwenden konnte, das Andere, weil ihm ein großes stoffliches Interesse innewohnt: „Von Frühling zu Frühling“ von Hans Hoffmann (Berlin, Verlag von Gebriüder Pötel) und „Revanche“ von Alexander Baron von Roberts (Leipzig, Verlag von W. Friedrich). Hoffmann's Buch ist eine Novellen-Sammlung, und zwar sind es diesmal Novellen, die auf demselben Grund und Boden spielen, die meisten an der Ostsee. Der feinsinnige Schilderer der Sonnen-Gestade von Korfu bewährt sich auch hier als berufener Landschaftsmaler in Worten. In diesem Punkte ist das Werk gar nicht hoch genug zu rühmen. Solche Schilderungen haben wir thatsächlich in unserer Literatur noch nicht gesehen, auch bei Storm nicht, der mehr vergeistigt, während Hoffmann bei allem Stimmungszauber sehr strenger Realist bleibt. Leider giebt sich jedoch Hoffmann in seinen neuesten Novellen als ein Verschwennder, ein lebenswürdiger Verschwennder, der aber darum doch einer bleibt. Fast in keiner der kleinen Skizzen deckt sich die Tiefe der Handlung irgendwie mit der Tiefe der Landschaftsmalerei. Der Handlung liegt meist ein Scherz, eine mehrfach unheimlich unwahrscheinliche Anekdote zu Grunde; wo ein ernstes Motiv benutzt ist, wie in der düsteren Geschichte „Friedrich“, ist der Raum zu klein gewählt für die volle Ausgestaltung, und das behindert selbst da die Wirkung. So geschieht es, daß man, am Schluß angekommen, das Gefühl hat, ein prächtiges Diorama gesehen zu haben, aber kein Schauspiel.

Der Humor der Diction hilft wohl etwas darüber hinweg, ähnlich wie bei Keller, aber das hält nicht vor. In den Naturbildern herrscht allenthalben eine grandiose Erhabenheit; die Menschentüder auf der Bühne aber tollern herum, wie kleine Hanswürstchen, denen kein Zuschauer gram würde um ihrer selbst willen, die jedoch vor diese Coulissen nicht recht passen wollen. Dieser Empirismus, den wohl Jeder ähnlich machen muß, darf uns indessen nicht abhalten, die Schönheiten des Buches freudig zu bewundern, Schönheiten, zu denen vor Allem auch die Sprache zu rechnen ist. Hoffmann ist ein Stilist ersten Ranges, kein Pedant, sondern einer der Glücklichen, deren Schreibart ebenso leicht wie gut ist. Nachdem Storm tot und Keller alt und anders geworden, ist Hoffmann unter den Lebenden der eigentlich klassische Vertreter der „Lyrik in Prosa“. Gerade diese lyrisch angehauchte Prosa aber wird nur ermöglicht durch feinstes Verständnis für die Tiefen der Sprache selbst, ein Verständnis, das heute seltener ist, als irgend ein anderes dichterisches Requirat, und selten bleiben muß, weil die aufwachsende junge Generation nicht nur in den Zeitungen täglich das schlechteste Deutsch lernt, sondern auch durch eiliges, im Zwange des Gelderwerbes geformtes Massen-Produciren jede Selbstschulung an sich unmöglich macht. Hoffmann's Novellentranz kommt mir unter diesem Gesichtspunkte fast

vor, wie eine Musterammlung, die zeigen will, wie man schreiben wie man schreiben soll, und die daher weniger Gewicht auf den Stoff und die Fabel selbst legt und für diese mit dem Nächststen und Einfachsten zufrieden ist. Dieser Zweck ist allerdings glänzend erreicht, — wie gesagt: zu glänzend, denn eine Anzahl der Schilderungen sind mehr als Muster zum guten Zwecke, sie sind Unica der Poesie und sollten nicht im Lehrbuche, sondern im vollkommen durchgearbeiteten Kunstbau einer größeren Dichtung stehen.

Wer unmittelbar von der Lektüre der Hoffmann'schen Novellen zu dem Romane von Roberts kommen sollte, der wird den denkbar größten Abstand empfinden. Hoffmann ist durch und durch deutsch in seiner Technik, Roberts hat sich an den Franzosen gebildet. Die Handlung im eigentlichsten Sinne ist für Roberts Alles, während dort die Stimmungsfarbe, das Lyrische, sehr oft sogar die Stimmung des Autors selbst, das „Wie“ der Erzählung den Ausschlag giebt. Roberts schreibt so knapp wie möglich, ohne Arabesken, ohne jede Umwandlung plötzlich auftretender malerischer Reizung, ohne Reflexionen, — man sieht nur die Gestalten und niemals den Poeten selbst. Deshalb fehlt aber dem Romane nicht die „Idee“. Roberts will das Franzosenthum nach 1870 in seinem Verhältnisse zum deutschen Wesen schildern. Die wilden Gegensätze, die sich da ausgebildet haben, verkörpern sich in der Geschichte des Ehebandes zwischen einem Franzosen und einer Deutschen, sie sprengen diesen Bund. Und das ist mit bedeutender Kraft durchgeführt.

Der Schluß wird nicht Jedem zusagen; es offenbaren sich eben neben den guten Seiten dieser französischen Technik auch die schlechteren, das Springen in der feinen psychologischen Entwicklung zu Gunsten des äußerlichen

Handlungsflusses, das Zusammendrängen einer störend großen Figurenmenge in den verhältnismäßig engen Rahmen eines einzigen Bandes. Aber das gewaltige Spannungselement, das in der Idee, im Stoffe liegt, trägt den Leser über alle jene kleinen Klippen weg, und die Wahl eines solchen Stoffes, eines solchen Problems beweist ja doch auch für den Dichter; ein Anfänger oder ein Stümper hätte so etwas nie herausgegriffen. Roberts' Talent ist zweifellos ein sehr bedeutendes, seine Kraft ist aber noch im Wachsen begriffen. Mir scheint, daß er sich mehr frei machen muß von der Zwangsjacke des „Fenilleton-Romans“, sich mehr Raum, mehr Zeit geben muß, um ein harmonisches Verhältniß zu erlangen zwischen der Kühnheit seiner Probleme und der gewählten Form, die noch sehr oft zu leicht, zu tadelnd ist. Roberts' Roman ist ein historischer Roman aus der Gegenwart, wenn man dieses Paradoxon aussprechen darf. Das ist auch ein bemerkenswerther Zug. Er ist es nicht in der groben Weise gewisser Roman-Fabrikanten, sondern sehr viel feiner, tactvoller und gerade infolge dessen sehr viel beweisender und belehrender; er faßt die tiefe Strömung und nicht die oben aufschwimmende Photographie. Die Eigenart der Franzosen nach 1870 hat Roberts im Ganzen gut erfaßt, und nur hier und dort etwas caricirt; die einleitenden Scenen aus der Zeit der „preussischen Gefangenschaft“ sind als besonders gelungen hervorzuheben, sie sind wesentlich besser als der Schluß des Romans, der offenbar überhastet und stofflich überlastet ist. Der Stil ist, neben den Hoffmann's gehalten, ungleich. Diese Mängel kann man ruhig zugeben und doch das Buch zu den besten Arbeiten rechnen, die im letzten Jahre erschienen sind.



Nachdruck verboten.

Moderner Gobelin. II. — Schon die erwähnten Schwierigkeiten, welche bei einer neuzubegründenden Industrie der Berliner Firma entgegenstehen, mußte sie daran hindern, sich an große Versuche, an die Herstellung figurenreicher Darstellungen und Aehnliches zu wagen. Noch mehr aber hielt sie wohl die Einsicht davon ab, daß, — immer den Fall des Gelingens vorausgesetzt, — diese Arbeiten ganz unverhältnismäßige Kosten verursachen und sehr hohe Preise erzielen würden, und daß eben deshalb dafür in Deutschland kein Absatz zu finden sein dürfte. Wir dürfen, ja müssen es sogar uns ferner eingestehen, daß das Verständnis für künstlerische Arbeiten, wie sie Gobelins darstellen, bei uns in Deutschland noch ein sehr geringes ist. Während in Paris zum eisernen Bestande einer eleganten Wohnung einige gute Tapiserien gehören, eine glänzende Wohnung ihrer gar nicht entbehren kann, müssen die Familien, welche in Deutschland derartige Kunstwerke besitzen, gesucht werden. Und daran ist nicht nur der geringere Wohlstand schuld, — auch Leute, welche sehr wohl in der Lage wären, mit theuern Gobelins ihre Wohnungen zu schmücken, lassen sich vom Tapezierer die jammervollen, gedruckten Nachahmungen der Wirkereien des fünfzehnten Jahrhunderts an die Wände spannen und fühlen sich zwischen diesen „Pseudo-Gobelins“ wohl. Sie finden also an der Art und Weise dieser Kunstwerke, ihren Darstellungen und der ungefähren Wirkung derselben Gefallen, es fehlt ihnen aber das Verständnis für das künstlerische Element, wie die Freude am Besitze eines Kunstwerkes, welches in der Regel ja nur ein

mal gefertigt ist, während jeder Schuster sich die massenhaft gefertigten Schuhe kaufen kann. Dieses mangelnde künstlerische Verständnis zu wecken ist Sache unserer Gewerbe-Museen sowohl, als der Fabrikanten. Und hier werden gewiß die Berliner Fabrikate, täuscht uns nicht Alles, mit Glück einsehen.

Mit richtigem Verständnis haben die Herren Zisch u. Co. zunächst kleinere Arbeiten in der Gobelin-Technik hergestellt. Die Plaster-Füllung (Seite 144, Nr. 33) wurde schon erwähnt. Mehrere dieser Füllungen in entsprechender Weise zur Theilung großer Flächen in Festfalten verwendet, würden den edelsten Wandschmuck bilden und sind auch für diejenigen erschwänglich, denen die Götter nicht gerade goldene Berge in die Wiege gelegt haben. Weiter brachte die Nr. 33 unseres Blattes die Abbildungen einer Stuhllehne und eines Stuhlsitzes in gleicher Technik. Dieselben zeigen ein weißes Feld auf graugrünem Grunde, von einem gelben Zierschild umrahmt, oben neben einem Baumtopf als Schlußstück Blattwerk, unten eine Vase mit reicher Blumenfüllung und Blütenwerk. Es leuchtet ohne Weiteres ein und geht deutlich aus den Abbildungen hervor, daß diese kleinen, für den Anblick in der Nähe berechneten Wirkerien, eine sorgfältigere und detaillirtere Durchbildung verlangen, als ein auf die Fernwirkung berechnetes Decorationsstück, wie die Füllung mit Fruchtgehänge. Mit großem Verständnis sind diese Unterschiede bei der Herstellung beobachtet und mit Geschick und Glück durchgeführt worden. Die Verwendung derartiger Bezüge ist, da hier Surrogate vorliegen, auch für bessere Einrichtungen bei uns beliebt; es werden jährlich größere Mengen aus französischen Fabriken nach Deutschland eingeführt. Warum sollten hier deutsche Erzeugnisse nicht gleichfalls auf Absatz rechnen dürfen, wenn sie von Geschmacks in der Musterung und Verständnis in der Durchführung Zeugnis ablegen?

Ohne Frage werden derartige kleinere Wirkerien, die in jeder eleganten Wohnung verwendbar sind, wirkungsvoll, ohne andere Gegenstände zu beeinträchtigen, erschwänglich auch für mäßig Bemittelte, am ehesten Verständnis finden.

Außer Stuhl- und Sopha-Bezügen, denen die derzeitige Vorliebe für die Möbelformen des Rococo und Louis XVI. gewissermaßen entgegenkommt, wird die Herstellung von Wands- und Deckenbildern, Kissenbezügen und Aehnlichem in erster Linie ins Auge zu fassen sein. Dafür haben uns die großen französischen Ornamentiker des achtzehnten Jahrhunderts, vor Allem Bouteau, eine Fülle der köstlichsten Entwürfe und Muster hinterlassen, welche nach allen Richtungen hin dem, der zu suchen versteht, Anregung bieten. Freilich bedeutet die Ausführung dieser Muster stets die Höhe der Leistungen, aber es liegen die Vorbilder auch näher. Vor Allem sei auf die gothischen Rücklagen, Stuckereien und Wandmalereien hingewiesen. Hier haben die Alten mit feinem Verständnis für Form und Farbe für alle Zeiten musterergiebige Arbeiten geliefert: flotte breite Zeichnung, der Hintergrund schematisch behandelt, vielfach große Ranken mit Blüten, halb stilisiert, halb naturalistisch behandelt. Die Farbenpalette ist beschränkt, Alles auf Flächenwirkung berechnet, daher die Schatten in den Complementärfarben gegeben. In diesem Sinne behandelte Wirkerien im Stile unserer Geschmacks- und Bedürfnis-angepaßter Musterung würden ohne Zweifel großen Erfolg haben; sie dürften auch jenseits der Grenzen Deutschlands Absatz finden.

Denn das Letztere ist ein wichtiges Moment für die Fabrikanten. Die Vorarbeiten der Firma Zisch, welche wir in allen Stadien des Fortschrittes beobachten konnten, haben Summen verschlungen, die sobald durch die fertigen und verkauften Producte nicht gedeckt werden dürften. Die Heranziehung geeigneter und Heranbildung brauchbarer künstlerischer Kräfte ist schwierig und kann nur dann Zweck haben, wenn auf dauernde Arbeit und entsprechenden Absatz zu rechnen ist. Das zunehmende Verständnis für wirkliche Kunst und die Würdigung der Handarbeit, welche so manche Kunst wieder zu Ehren gebracht hat, wird, — so wollen wir hoffen, — auch diesem neuen Zweige deutscher Kunstfertigkeit entgegenkommen. Nur dann wird es möglich sein, ihm die Erfolge zu sichern, die wir ihm von Herzen wünschen. A. Pabst.



Nachdruck verboten.

Das Einfädeln. Von Lucia van Gelder. Siehe das Bild, Seite 165. — Die neue Erfindung, nach der man den Faden nicht mehr in das Nadelöhr einfädelt, sondern ihn in dasselbe von oben her einzwängt, hat ihren Weg noch nicht bis in der Großmutter Nähkasten gefunden. Wie manche andere Erfindung, wird sie auch wohl niemals allgemeine Verwerthung finden, denn,



Die große Fontaine im Parke von Herrenhausen. Zeichnung von Th. von Edenbrecher. — Siehe Seite 164.

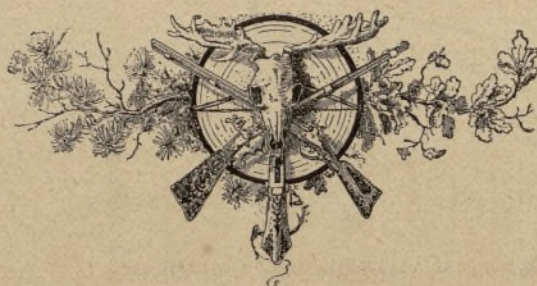
— nach unseren Erfahrungen wenigstens, — ist sie wenig praktisch; der Faden scheuert sich gar zu leicht an der scharfen Kante des Spaltes im Nadelöhr durch. Das Einfädeln nach dem alten Systeme hat ja auch seine Schwierigkeiten; besonders für Großmütterchen, seitdem das Auge nicht mehr so scharf sieht, wie früher, und die Hand leise zu zittern beginnt. Hat sie den Faden erst einmal im Dohr, dann geht ihr die Arbeit noch ebenso flink von der Hand, wie früher. Aber die Schwierigkeit ist nicht unüberwindlich; wozu wäre die jüngere Generation da, wenn sie solchen Schwächen des Alters nicht zur Hülfe kommen wollte. Früher hat die Tochter das Einfädeln besorgt; jetzt lernt es die Enkelin. Es ist der erste Schritt der Kleinen in die Handarbeitsschule, und jeder erste Schritt ist schwer. Rächelnd schauen Mutter und Großmutter dem Kinde zu; sie gedenken ihrer eigenen Kindheit und wohl auch dessen, daß sie größere Schwierigkeiten im Leben überwunden haben, als das Einfädeln des widerspenstigen Fadens in die winzige Oese mit sich bringt.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Strümpfe. — Auf welche Weise kann man alte seidene Strümpfe verwerten?
A. J. in Dresden.
Zander. — Wie wird „Zander in Rheinwein gedämpft“ zubereitet?
Frau L. H. in F.
Apfelkraut. — Wie wird das echt rheinische Apfelkraut (nicht Apfel-Gelée) hergestellt?
D. S., Gittelde.



Antworten.

(Auf die bezüglichlichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Windbeutel (144). — Die Masse besteht aus $\frac{3}{10}$ Liter Wasser, 65 Gr. Butter, 32 Gr. Zucker, $\frac{1}{4}$ Kilo Mehl, acht ganzen Eiern und vier Dottern. Man läßt das Wasser mit der Butter, dem Zucker, auf dem ein wenig Zitronenschale abgerieben war, und etwas Salz aufkochen, schüttet das mit Wasser eingequirlte Mehl hinzu und rührt die Masse so lange, bis sie sich glatt von der Casserole löst. In einen Napf geschüttet, läßt man sie sich abkühlen, giebt nach und nach die Eier hinzu und setzt von dem Teige geformte Kugeln in beliebiger Größe auf ein Backblech, die in mäßig heißem Ofen zu schöner Farbe backen müssen. Heiß vom Bleche geschritten, macht man nach dem Erkalten einen Einschnitt und füllt das Innere entweder mit geschlagener, mit Zucker und gestoßener Vanille gemischter Sahne, oder mit einem Vanille-Grème, auch überzieht man die Windbeutel, wenn man sie nicht mit Puderzucker überstreut, mit einer leichten Wasser-Glasur, die, wenn die Kuchen noch warm sind, übergestrichen, im Ofen trocknen muß. Zu der Wasser-Glasur selbst nimmt man 96 Gr. feinen Zucker, am besten Puderzucker, rührt ihn mit einem Eßlöffel Wasser, — oder auch, wenn man einen anderen Geschmack wünscht, mit einem Eßlöffel Rosen- oder Orangenblüthen-Wasser vermischt, zu dickflüssigem Brei. G. A. in T.

Altdeutsche Leinen-Vorhänge (152). — Altdeutsche Leinen-Vorhänge wäscht man am besten, ohne daß die Stickerie leidet, mit folgender Lauge: In einem Eimer lauwarmen Regenwassers löst man unter fortwährendem Rühren ein kleines Weinglas Salmiakgeist und ebenso viel Mehl (beim Droguen-Händler zu holen) auf und wäscht hierin die Vorhänge, spült sie mehrere Male in lauwarmem Wasser und zieht sie zum Schlusse durch schwaches Essigwasser. Man plättet die Vorhänge in feuchtem Zustande auf der linken Seite. L. H.

Kürbis-Marmelade (152). — Man schält den Kürbis, säubert ihn von den Kernen, theilt ihn erst in längliche Stücke, um dieselben dann in 2 Cent. lange, 1 Cent. dicke Stücker zu schneiden und läßt ihn so 12 Stunden in gutem Weineßig liegen. Auf 1 Kilo Kürbis nimmt man $\frac{1}{2}$ Kilo Zucker, schneidet denselben auf, legt nach eigenem Geschmack ganzen Zimmt, Kreidnelken, ganzen Ingwer, Zitronenschale hinzu und läßt Alles zusammen 10 Minuten kochen. Dann nimmt man die Gewürze heraus, hebt den Kürbis mit einem Schaumlöffel aus dem Essig und thut ihn in den Zucker. Nun läßt man ihn bei fleißigem Rühren so lange kochen, bis er ganz weich ist, packt ihn nach dem Erkalten in Gläser und belegt dieselben oft mit frischen Rumkappen, da er sonst sehr leicht beschlägt. Es ist lediglich Geschmackssache, ob man etwas von dem Essig hinzunimmt; geschieden kann dieses ohne Schaden. Ueberhaupt empfiehlt es sich, keinen zu großen Vorath davon einzumachen, sondern, da die Kürbisse sich an einem trockenen, luftigen Orte gut halten lassen, nur so viel, wie man in den nächsten Wochen zu brauchen gedenkt. B. A. in B.

Irish Stew (152). — $\frac{1}{2}$ Kilo Hammelfleisch (noch besser Keule), $\frac{1}{2}$ Kilo Rindfleisch, in mäßige Stücke geschnitten, läßt man in $\frac{1}{4}$ Kilo Butter auf gelindem Feuer nicht zu braun werden, giebt dann 5 große, in Würfel geschnittene Zwiebeln, 1 Theelöffel voll Pfeffer und das nöthige Salz hinzu und läßt Alles, wohl zugedeckt, langsam schmoren, während man den eintrocknenden Fond von Zeit zu Zeit mit etwas Bouillon ersetzt. (Kann von Fleisch-Extract bereitet sein.) 2 Liter geschälte, in dicke Scheiben geschnittene Kartoffeln, mit kochendem Wasser gebrüht, und einen großen, in Salzwasser halbgar gekochten Weißkohlkopf giebt man zu dem Fleische, sobald dieses ziemlich gar ist, läßt Alles noch etwas schmoren, aber nicht zerfetzen, und richtet an. Eine Abonnentin.

Das neue Quartal werden wir mit einer prächtigen Novelle von Ernst Wichert „Glaube und Liebe“ eröffnen. Zudem, schon beim letzten Quartalswechsel angekündigten Arbeiten, die noch des Abdrucks harren, treten u. A. noch eine längere Erzählung von Wilhelm Jensen „Der Herr Senator“ und eine Anzahl kleinerer Artikel aus hervorragenden Federn, sowie Dichtungen von Ernst Eckstein, Felix Dahn, Hermann Lingg, Detlev Frhr. von Liliencron, Alfred Friedmann, Julius Groffe und Anderen.

Zu dieser Nummer gehören zwei Beiblätter, sowie für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Modenbild.